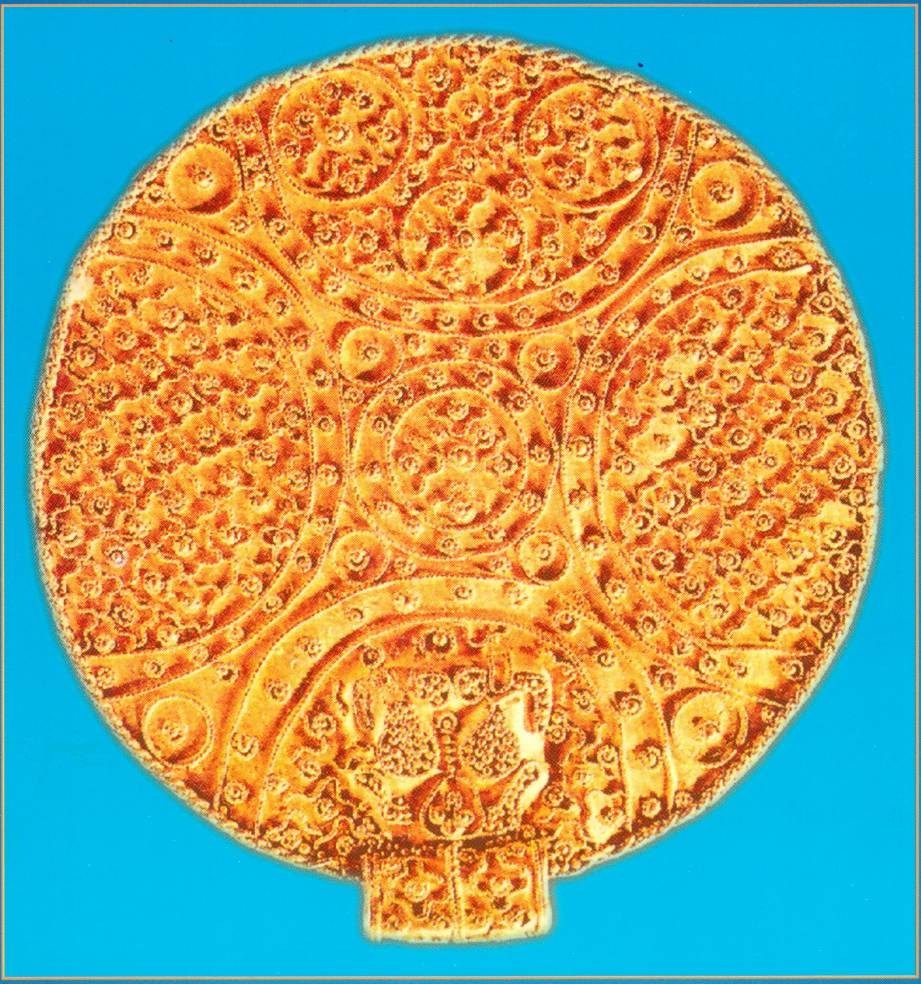
C 20935 F

NORDISCHE ZEITUNG



Heft 4 / 65. Jahrgang

Gilbhart / Julmond 3797 n. St.

NORDISCHE ZEITUNG

Die Stimme des Artglaubens

Im Einsatz für

- Lebensschutz, insbesondere Überleben unserer Art
- Erhaltung des nordischen Kulturerbes und Förderung einer wesensgemäßen Kultur
- Verwirklichung einer sinnerfüllten Lebensgestaltung

Inhaltsverzeichnis

Brauchtum im Herbst
Hans Strobel **61**

Der Asen-Wanen-Kampf
Dr. Wielant Hopfner **66**

Die Wurzeln der Donareiche
Dr. Claus Nordbruch **76**

Unseren jungen Gefährten –
Sigyn und Volla **78**

Heidenspaß **78**

Unseren jüngsten Gefährten – Der Engelsapfel
Jürgen Rieger **79**

Neues vom alten Feind **79**

Impressum

Die NORDISCHE ZEITUNG ist die Stimme des Artglaubens. Sie wird von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V., Postfach 55709, 22567 Hamburg, herausgegeben und verlegt und erscheint vierteljährlich.

Menschen unserer Art, die Beiträge zur Entwicklung nordischer Anschauungen auf religiösem, weltanschaulichem, kulturellem, erzieherischem, gemeinschaftsbildendem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet geben wollen, steht sie zur Verfügung.

Dabei müssen namentlich gekennzeichnete Beiträge nicht in jedem Falle mit der Auffassung der Schriftleitung oder der Leitung der Artgemeinschaft übereinstimmen.

Schriftleiter und verantwortlich für den Inhalt, soweit Beiträge namentlich nicht gekennzeichnet sind: Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg. Namentlich gekennzeichnete Artikel verantworten die Verfasser.

Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft, Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10). Aus dem postalischen Ausland: unter Angabe des DM-Betrages mit Auslandspostüberweisung oder Scheck, spesenfrei für den Empfänger.

Die von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. verwendete Form der Irminsul ist registerrechtlich geschützt und darf nur von Mitgliedern der Artgemeinschaft verwendet werden.

Wir setzen an den Beginn unserer Jahreszählung nicht die Geburt eines Christus, von dem niemand weiß, ob und ggf. wann er geboren wurde, sondern die Hochblüte des Gestirnheiligtums Stonehenge.

Bezugsgebühr 24,– DM jährlich, für Mitglieder und Förderer im Jahresbeitrag enthalten. Bestellungen für nur ein Jahr gelten als automatisch um ein weiteres Jahr verlängert, wenn nicht bis zum 31. 12. gekündigt wird. Wenn innerhalb eines Jahres bestellt wird, werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert; die Bestellungen gelten immer für ein Kalenderjahr.

Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen die Mitteilungen der Leitung nebst Einladungen bei.

Umschlagbild: Goldbrosche aus Ringome, Alva, Gotland. 9. bis 11. Jahrhundert n. d. Ztr.

Brauchtum im Herbst

Wir beginnen unsere Betrachtung mit dem Zeitpunkt der Herbsttag- und Nachtgleiche (23. 9. des Scheiding). Kirwebrauchtum beherrscht im allgemeinen diese Zeit und läßt altes Sonnengleichenbrauchtum mehr oder weniger zurücktreten. Das Wesentlichste an der Herbstbeginnzeit ist, daß hier das letzte der drei ungebotenen Dinge stattfand – das Rechtsbrauchtum der Kirwe erinnert noch daran, – das das größte und bedeutsamste gewesen sein mochte. Großding war also um diese Zeit, „Michelding" nach der alten Sprachweise, und so dürfte auch der Micheltag leicht zum Tag des heiligen St. Michael (am 29. im Scheiding) geworden sein.

Der „Erzengel Michael", der als Held gegen den Drachen kämpft, stieß natürlich im germanischen Bauernglauben auf gute Unterlagen – ähnlich dem St. Georg – in der Vorstellung des Sonnenreiters und Schimmelreiters, und ihnen verdankt er seine Volkstümlichkeit, die im „deutschen Michel" gipfelt.

An die frühere Rechtszeit erinnerten noch im vorigen Jahrhundert die Hamelner „Grenzbeziehungen", Umzüge der bekannten Art, an denen vor allem die Jungen teilnahmen und diesmal die bezeichnende Ohrfeige erhielten, wenn sie die Grenze versehentlich überschritten, was wohl auf den ursprünglichen Sinn dieses merkwürdigen Brauches hinweist.

Mit der Festlegung der Erntefeier auf den Sonntag nach „Michaelis" hat die Kirche den uralten germanischen Rechtszeitpunkt übernommen.

Im Alpengebiet gilt der Micheltag als letzter und Haupttag für den Almabtrieg, die „Almkirta", bei der die Tiere mit Bändern, Blumen und Grün (in Kärnten Alpenbuchsbaum – Lebensbaum) festlich geschmückt und mit Schellen und Glocken behangen sind, während der Leitstier einen mächtigen Kopfaufsatz trägt, der häufig ganz deutlich ausgeprägt die Form der Lebensrune (Man-Rune) aufweist.

Bei einem alten Rechtsfest und damit Volksfest liegt es nahe, daß die Ahnenverehrung in irgendeiner Form noch feststellbar sein müßte. Es gibt einige Belege, z. B. Totentänze, dafür, daß der Micheltag neben dem Julfest auch ein Totenfest war. Heute ist die Totenfeier indes im wesentlichen nur noch an „Allerseelen" festzustellen.

Wenn aber schließlich der Micheltag zur Herbst-Tagundnachtgleiche (heute wenigstens ungefähr) liegt, dann muß doch erwartet werden, daß dieser besondere Sonnenzeitpunkt im Feuerbrauchtum einen Niederschlag gefunden hat. Nicht nur Bauernsprüche wie der österreichische

„Der Michel zündt's Licht an"

(weil es dunkler, der Tag kürzer wird) beweisen dies, sondern in Österreich wird auch tatsächlich am Vorabend des Micheltages das Herbstfeuer als Höhenfeuer abgebrannt, und das „Lichtbratl" von allen Hausgenossen als altes Totenmahl verspeist, ja der „Lichtbraten" wurde nach Pfannenschmids Feststellungen früher auch in Bayern, Schwaben und Sachsen verzehrt. „Michaelisfeuer" brannten vor hundert Jahren auch noch im Rheingebiet, brennende Fackeln und Feuerräder gehörten zum Brauchtum im Moselland.

Heute noch wird in Westfalen (Kreis Olpe) wenige Tage vor Micheltag, nämlich am Lambertitag (17. im Scheiding) feierlich eine Lichterpyramide aufgestellt.

Die häufigsten „Nachkommen" des alten Herbstgleichen-Feuerbrauchtums darf man nun in den vor allem in West- und Norddeutschland viel auftretenden Fackeln, Lampen und Laternen der sog. Laternenumzüge und Lichterprozessionen erblicken. Sie beginnen heute schon Ende Ernting (z. B. in Mecklenburg oder Holstein), dauern im ganzen Herbst an, finden in Westfalen vor allem auch am „St. Lambertstag" statt und erreichen ihren Höhepunkt und Abschluß am heutigen Martinstag (11. im Neblung), wo sie uns etwas näher beschäftigen sollen. –

„Michel steckt das Licht an
Das Gesind muß zum Spinnen heran."

Damit verrät eine alte Bauernweisheit, daß am Micheltag der Beginn der Spinnstube liegt. In vielen Gegenden beginnt man damit etwas später, häufig erst an „Martini"; das Ende fällt meist auf Lichtmeß, gelegentlich aber auch erst in den Lenzing.

Es ist hier am Platze, etwas weiter auszuholen und der brauchtümlichen Bedeutung des bäuerlichen Spinnens und Webens überhaupt Raum zu geben. Spinnen und Weben ist eine Betätigung, die bezeichnend bäuerlich ist und von allem Anfang an war. Ja, sie ist so sehr mit dem Wesen des bäuerlichen Tuns verbunden, daß sie tief in der Glaubenswelt verwurzelte. Die drei Nornen sitzen am Fuße der Weltenesche und spinnen den Schicksalsfaden, das Nornengespinst, an dem das Leben des einzelnen hängt. Gerade die zum Spinnen und Weben oder zur Flachsbearbeitung benutzten Geräte wie Webstuhl, Webebrettchen, Spinnrad, Kunkelstock, Hechel, Breche und vor allem Schwinge tragen in Kerbschnitt und Bemalung eine Fülle der heiligen Sinnzeichen, wie Sechsstern, Radkreuz, Sonnenwirbel, Hakenkreuz oder Pferdekopf. Nach alten Sagen mußten sogar die Königstöchter spinnen – also handelte es sich dabei keineswegs um eine niedere Arbeit, sondern um eine Verrichtung, die reinster Ausdruck des weiblichen Hausfleißes ist, (während das Weben mehr als Männerarbeit gewertet werden muß). Daß das Spinnrad zum vornehmsten und notwendigsten Bestandteil der Ausstattung der Braut gehört, wird daraus ersichtlich, daß es stets den Kammerwagen mit dem Heiratsgut krönt, daß auf altüberlieferten Pfefferkuchenmodellen, wie sie auch heute noch im Gebrauche sind, Frau Harke (Frau Holle) stets mit dem Spinnrad in der Hand dargestellt ist. Daß die Spindel das Wesenszeichen der Weiblichkeit war, beweist der alte Ausdruck „Spindelmagen" für die Verwandtschaft weiblicherseits. Die Kästen voll des schneeweißen Linnens aber sind heute noch der Stolz mancher Bäuerin, und manches Stück daraus überlebt Kinder und Enkel. Zahlreiche Spinnstubenbräuche weisen darauf hin, wie selbstverständlich es ist, von einem Bauernmädchen zu verlangen, daß es spinnen kann, wenn es die Ehe eingehen will, und das schöne Spinnstubenlied:

„Spinn, spinn, spinn Tochter mein
Morgen kommt der Freier dein",

knüpft an diese Ansicht an, wie sich überhaupt in der Spinnstube oft das Zusammenfinden der Burschen und Mädchen vollzieht und beispielsweise der erste Tanzunterricht erfolgt.

Die Geschichte unseres Spinnens und Webens läßt sich mehrere Jahrtausende zurückverfolgen. Leinsamenfunde in nordischen Ländern können auf fünftausend Jahre zurückweisen; aus der Bronze- und Eisenzeit sind uns von nordischen Baumsargfunden und Moorleichen mehrfach erhaltene Gewebe überliefert worden, die neben einer hoch entwickelten Spinn- und Webetechnik auch das frühgeschichtliche Färben der Stoffe beweisen. Es ist das bedeutende Verdienst des Industriemuseums Neumünster (Schleswig-Holstein), von diesen ältesten frühgeschichtlichen Geweben getreue und ausgezeichnet gelungene Nachbildungen hergestellt zu haben.

Nach der Ernte wird der Flachs geriffelt, geröstet, gewässert und dann gebrochen, was in gemeinsamer Arbeit oft im „Brechelhaus" oder in der „Brechelstube" geschieht, und womit sich man-

cherlei Brauchtum verbindet. So z. B. die Kärntner „Brechelhochzeit" oder der bayrische „Brechhaustanz" (zum Takt der Brechen), der die Arbeit ebenso begleitet und sinnbildlich nachahmt wie etwa der „Dreschflegeltanz" das Dreschen oder der „Webertanz" das Weben, der „Spinnradeltanz" das Spinnen.

Ist der Flachs dann gar geschwungen und mit der Hechel gekämmt, dann ist er spinnfertig, wird auf den Kunkelstock als „Rocken", „Kunkel" oder „Wocken" gebracht, und an den Spinnabenden nehmen die Mädchen Spinnrad mit Rocken unter den Arm und begeben sich zur Spinnstube, die meist abwechselnd bei verschiedenen Bauern täglich, bis auf den Sonnabend, stattfindet.

Mannigfach sind die Ausdrücke für die Spinnstube. „Karz", „Heimgarten", „Gunkelstube", „Rockenstube", „Gunkelkammer", „Nachtstube", „Hochstube" sind nur einige Beispiele, und für das „in die Rockenstube" gehen gibt es ähnlich verschiedene Redensarten, wie „Rockenfahrt", „Weiberreise", „Hutzen gehen" u. a. m.

In der Rockenstube wird nun zunächst eifrig gesponnen und dazu auch gesungen. Sagen und Märchen werden erzählt, die Großmutter berichtet von ihren Lebenserfahrungen, die Dorfvorfälle und die Liebesverhältnisse werden besprochen, nicht selten über dies oder jenes, das sich gegen Sitte und Art verging, ein Urteil der Acht gefällt (daher auch der Kärntener Vers:

„Was das ganze Jahr verschwiegen
bleibt,
Kommt auf in der heiligen
Brechelzeit"),

und, wenn die Burschen dann am späten Abend eintreffen, entstehen in der Spinnstube häufig die Schnadahüpfl und Kerwaliedchen. Einer der Burschen hat seinen „Blasbalg" (Ziehharmonika) mitgebracht, und bald hören die Spinnräder auf zu surren, und das Tanzen beginnt. Beim „Krischeln" (z. B. im Fläming) nimmt der Bursche seinem Mädchen den Rocken mit dem Kunkelstock vom Spinnrad weg, so daß der begonnene Faden reißt und das Mädchen sich mit einem Kusse die Kunkel wieder einlösen muß Der Brauch ist eine recht sinnige Form der Liebeserklärung (ja, des Heiratsantrages!) und der Kunkelstock eine beliebte Liebesgabe, den der Bursche in den Winternächten schnitzt, mit alten Heilszeichen und oft auch mit kleinen Glöcklein ziert.

Ins Liebesbrauchtum gehört das „Flachsbrennen" oder „Flachsanzünden" (Fläming), bei dem ein Mädchen, das sich zwischen zwei Freiern zu entscheiden hat, eine Flachssträne in der Mitte knotet und beide Enden gleichzeitig anzündet. Mit den beiden Enden sind die beiden Freier in Gedanken verbunden, und der soll der Auserwählte sein, bei dessen Ende das Feuer zuerst den Knoten erreicht.

Ein ähnlicher Losbrauch liegt darin, einen Kater mit verbundenen Augen zwischen den im Kreise sitzenden Mädchen umherlaufen zu lassen. Diejenige unter ihnen, unter deren Stuhl der Kater sich niederläßt, soll die erste Hochzeiterin werden. Zum selben Zweck wird in Kurhessen ein Gänserich verwendet. Dort, im Hessischen, wird vor allem auch das Losbrauchtum wie das Bleigießen usw. in der Spinnstube ausgeführt.

Almabtrieb in Bayern.
Das mittlere Tier trägt als Kopfschmuck die Lebensrune.

Besonders sinntiefe Bräuche verbinden sich mit der Kärntener „Brechelhochzeit". Das Haus, in dem die „Brechelstube" stattfindet, trägt als Wahrzeichen den „Brechelbrautbuschen" aus Rosmarin (Maibuschen — Lebenssegen!). Den Abschluß findet dort die Zeit mit dem „Brechelfest", an dem die „Habergoaß" (vgl. Weinbergsgoaß) als Fruchtbarkeitszeichen auftritt und die „Brechelhochzeit" (in Mittelkärnten) stattfindet. Der „Bräutigam" kommt auf einem von Burschen dargestellten „Schimmel" als Schimmelreiter in die Stube geritten und holt sich die schöne „Brechelbraut", freilich erst, nachdem er die verschiedensten Rätsel und Aufgaben, die die „Brechelbraut" oder die „Brechelbrautmutter" gestellt, gelöst hat. Rätsel und Aufgaben haben oft tiefe sinnbildliche Beziehung zum Weltengang und Lebensschicksal.

Nach all dem darf die Spinnstube ein Hort des arteigenen, bäuerlichen Brauchtums genannt werden, und es ist – gerade deshalb – nicht verwunderlich, wenn sie im Zeitalter der „Aufgeklärten" von Kirche und Staat bitter bekämpft wurde, und nach 45 gänzlich verschwunden ist.

Ein nächster beachtlicher Festtag im Herbste ist nunmehr „Allerseelen" am 2. im Nebelung, ein Sippen- und Totenfest, das erst im Jahre 1006 von der Kirche auf diesen Tag gelegt wurde, wärhend es wohl ursprünglich am Julfest stattfand, wovon Brauchtumsüberreste in Germanien ja noch Kunde geben. Die Schaffung von „Allerheiligen" und „Allerseelen" hing mit dem keltischen Hauptfest 1. – 3. 11. zusammen, das der germanischen Wintersonnenwende entsprach. Man läßt heute noch vereinzelt, vor allem in den Alpenländern, Brot und Fett für die „Armen Seelen" auf dem Tische nachtsüber liegen. Im Schwäbischen, z. B. in der Ehinger Gegend, erhalten die Kinder heute Gebäcke, welche noch „Seelen" oder „Seelenwecken" heißen. Viel häufiger trifft man aber auf das Schmücken der Gräber mit Blumen und Lichtern und auch Prozessionen zu den Gräbern (z. B. Baden, Bayern), was alles vor über tausend Jahren im „Indiculus" als verboten aufgezeichnet wurde.

Die Vorstellung vom Seelenheer der Verstorbenen, vom Ahnenheer, deckt sich auch mit dem verzerrten Glauben vom „Wilden Heer", das der Allvater durch die Lüfte führt, und er, der „Wilde Jäger" ist letztlich doch auch die Grundlage des Jägers Hubertus, dem man den nächsten Tag (3. im Neblung) zugeteilt hat. Und demselben Schimmelreiter zu Ehren ging ursprünglich der Pferderitt der Tölzer „Leonhardifahrt" (Leonhard am 6. im Nebelung) vonstatten.

Nicht anders steht's mit dem St. Martin. In der badischen Sage heißt der „Wilde Jäger" sogar wörtlich „Junker Marten". Pfannenschmid stellt schon fest, daß vom heiligen Martin die kirchliche Dogmatik nichts zu berichten weiß, die Kirchengeschichte wenig Zuverlässiges, die Legende desto mehr.

Das Bauernvolk erzählt sich aber

„Sankt Martin kommt nach
alten Sitten
gern auf dem Schimmel
angeritten".

Also der alte Schimmelreiter lebt! Der Schimmel (dem die Kinder Heu aus dem Fenster legen!) spielt hier insbesondere noch eine Rolle als Sinnbild des Winters und deckt sich insofern mit dem „Wolf" des bayrischen „Wolfauslassens" im Neblung (wobei mit langen Peitschen geknallt wird – vermutlich bereits zur sinnbildlichen Erweckung des kommenden Jahres!) und schließlich auch mit der weißen Gans. Sie ist ein altes Winterzeichen, war einst wohl Weihetier und wurde so zur „Opfergans" für die kirchlichen Herren und

zur Zinsgans für geistliche und weltliche Feudalherren, als das fremde Recht über die Bauern kam. Auf alten Tiroler und norwegischen Runenkalendern ist sie am Martinstag eingekerbt. Als Festgericht ist sie heute noch beliebt, vor allem zur Weihnachtszeit. In Bayern fand am Martinstag das „Gansreißen", ein Wettritt um eine Gans statt. Die Bauernweisheit „Eine weiße Gans brütet besser" ist schließlich auch nur Gleichnis dafür, daß nun, zum Winter, Schnee gehört, weil dann die Erde fruchtbarer wird. Der Martinstag bringt also den Schnee, den nach dem alten Volksglauben die gütige Frau Holle über die Erde breitet, wenn sie ihre Betten schüttelt.

Das vielgestaltige Brauchtum des Martinstages gleicht in vielen Stücken dem des Micheltages; daß es im Grundzuge vorchristlich ist, beweist schon, daß im Jahre 590 durch eine Synode zu Auxerre die zu Ehren des hl. Martin gefeierten „Pervigilien" (Vorabende) verboten wurden. Seine Gleichschaltung ist in Deutschland jedoch weitgehend erfolgt, so etwa wenn aus alten Umritten (z. B. in Bayern) Prozessionen zu den „Schimmelkapellen", die Martin geweiht sind, wurden.

Als spätester Zeitpunkt für das Michelding, das letzte ungebotene Ding des Jahres, hat es im Rechtsbrauch seine Spuren hinterlassen. In vielen Gegenden bringt „Martin" den Dienstbotenwechsel, in Baden den „Bündelistag". Zinstag ist er bis heute geblieben; die „Martinsminne", die auch einst der berüchtigte Norwegerkönig Olaf Tryggvason trank, war in ganz Deutschland bekannt und wurde beispielsweise in Böhmen von den Jungen und ihren Mädchen gemeinsam in der Schänke getrunken. Schließlich ist auch der Rest des germanischen Volksfestes, das sich ja mit jedem Rechts- und Kultfest verband, in den Jahrmärkten am Martinstag („Märteskerwa" in Ostfranken, Martinsmarkt im Schwäbischen) erhalten. In der Tatsache, daß sich heute die Kinder und auch die armen Leute durch Heischeumzüge Gaben erbetteln (s. u.), erblicke ich das Fortleben eines alten im germanischen Gemeinrecht verankerten Anspruches der Waisen und Verarmten auf Fürsorge durch die Gemeinschaft.

Das beim Michelfest schon angedeutete Herbstfeuerbrauchtum tritt nun in starkem Ausmaße in Erscheinung. Märtensfeuer als Höhenfeuer waren im 19. Jahrhundert noch vereinzelt anzutreffen (z. B. in der Eifel), früher zweifellos viel häufiger, wie z. B. eine von Pfannenschmid angeführte Urkunde aus der Mitte des 15. Jahrhunderts beweist, in der der Martinstag „Funkentag" genannt wird. (Vgl. den Allgäuer „Funkensonntag" im Frühling!) Am Martinstag begegnen uns nächst dem Micheltag in Mittel- und Norddeutschland die häufigsten herbstlichen Laternenumzüge, als Nachklänge der alten Höhenfeuer, die natürlich um so mehr entstehen konnten, als die sinkende Herbstsonne die Nacht immer näher heranrücken läßt. Die Kinder tragen auf Stangen Papierlaternen oder ausgehöhlte Kürbisse und Runkelrüben mit Öffnungen nach Art eines Kopfes (man erinnere sich an Sonnensinnbilder in Gesichtsform! z. B. Gebäcke) durch die Straßen. Sie singen dazu altüberlieferte Weisen wie:

„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne
Brenne auf mein Licht, brenne auf
mein Licht,
Aber nur meine liebe Laterne nicht.
Meine Laterne ist so schön
Damit kann ich spazieren gehn
Von Hamburg bis nach Bremen
Man braucht sich nicht zu schämen.
Kummt den Olsch mit de Lücht
De de Lüd betrücht
De de Eier holt
Und se nich betohlt
Laterne, Laterne
Sonne, Mond und Sterne."

Im zweiten Teil des Reimes mag man vielleicht einen unter fremden Einfluß verdorbenen Hinweis auf „die Alte mit dem Licht" (Sonnen- und Lichtbringerin) erblicken (vgl. der bzw. die „Alte" im Erntebrauchtum). Der Reim „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne" läßt trotz des jungen Fremdwortes Laterne doch noch erkennen, daß die Vorgänge am Himmelszelt, im wesentlichen die Abnahme der Herbstsonne, die Grundlage des Brauches abgaben.

Es wurde schon von alten „Opfer"- und Weihegaben am Martinstag gesprochen, desgleichen von den Abgaben an die Armen. An Gebäcken gehören dazu in erster Linie z. B. die in Thüringen, Bayern und Oberschlesien noch gebackenen „Martinshörner", die früher viel weitere Verbreitung hatten. Ihre Grundlage kann sowohl in der Mondsichel als im Bocks-horn (Weihetier und auch Lebenszeichen) und im kleinsten Sonnenlaufbogen (Ur-Rune, Hufeisen als Glückszeichen) erblickt werden. Weiterhin ist der Martinstag ein weit beliebter Tag für das vorweihnachtliche Schweine-Schlachtfest, das ja ein großes Bauern- und Sippenfest zu sein pflegt, zu dem die Angesippten der Umgebung eingeladen werden. Die Kinder der Heischeumzüge heißen deshalb in Kurhessen „Wöschtfahrer" oder „Wurstsänger" und:

„Jetzt werd's ball Weihnachten
Wu die Bauan schlochten
Wern sa duch an mich dro denken
Und mir aa a Werschtla schenken",

singen sie im Ostfränkischen und mahnen somit an die alte Fürsorgepflicht. In Thüringen aber ziehen die alten Leute (verkleidet) um und sprechen:

„Ich habe gehört, Ihr habt geschlacht,
Und habt mir keine Wurst gebracht,
Gebt mir keine kleine
Lieber zwei für eine."

In diesem Zusammenhang seien die Lieder der umziehenden armen Kinder näher betrachtet, mit denen die Kleinen die ihnen nach altem Herkommen zustehenden Gaben abholen und als Dank dafür Glückwünsche verschiedenster Art aussprachen.

Von der Pfannenschmidchen Sammlung wähle ich einige besonders bezeichnende niedersächsische Beispiele aus:

„Marten, Marten, hering
Appel un die beren
Nötte mag ik geren
Marten steht im garen
Hat wedr biel noch baren
Hat wedr stock noch stefel
Frue geben see mek vel
Geben sei mek ne ganze mette vull
De annern fült se beholen
Junge frue, olle frue
Laten sei mek nich tau lange stan
Ik mot noch'n bedden wider gan.
Geben sei mek 'n stück van schinken
Da kann ick gut up drinken.
Geben sei mek 'n stück vom Kanken
Da kann ick gut up ranken
Silberling, silberling
Wie schön is de Fru!!"

oder aus der Harzgegend:

„Marten, Marten kimmt heran
Klingel an de büssen
Alle mäkens kriegt en mann
Ek mot gan un küssen
Ziperling, ziperling
Schön is de fru
Appel un de beeren
De nötte mögt wi geren",

ferner:

„Marten up der tunnen
Wer mek wat gift, de krigt
Uppet jahr en lütgen jungen",

und die Entsprechung:

„Marten up der tunnen
Wer mek wat gift, de krigt
Uppet jahr en lütget mäken".

Schließlich das weit verbreitete:

„Ek stund hier uppen breiden steine
Mek bewert meine beine
Latet mek nich too lange stan
Ek mot noch enen end wieder gan",

dessen erste Hälfte meist auch heißt:

„Ich bin ein kleiner König
Gebt mir nicht zu wenig."

Aus Braunschweig wird uns ein heute üblicher Reim mitgeteilt:

„Marten, Marten, Vögelken
Gebt uns wat int Snöbelken
Lat uns nich so lange stahn
Wi willt hüt noch wieder gahn
Bet na Nabers Döhre
Nabers Döhre is nit wiet
Apfel und Bähren sünd all riep."

Wenn die Gabe nun wider Erwarten ausbleibt, dann haben die Kleinen sofort einen Rachevers bereit:

„Marten, Marten, trüll
De Kau schütt upn süll
De Kau schütt up de fensterbank
Dat stinket twintig jahre lang",

welche Aufforderung die Hamburger sicher gleich verstehen. Ein Thüringer Vers:

„Ich bin ein kleiner Märtsemann
(Martinsmann)
und komme aus der Ruhl
Und wer mir nicht gehorchen will
Den leg ich übern Stuhl",

leitet nun schon zum „Pelzmärtel" über, der am Martinstage zum erstenmal auftritt und den Kindern Geschenke als Vorboten des neuen gabenreichen Jahres bringt. Die Rute, mit der er heute die Ungehorsamen schlägt, hat die Lebensrute zum Urbild und wurde bewußt verfälscht (ähnlich wie die „Pritsche" zur Fastnacht). In Schlesien kam am Vorabend der Martin auf einem Schimmel (also als Schimmelreiter) an und brachte die Martinshörnl, und Pfannenschmid beurteilt die Rolle des Pelzmärtels ganz richtig, wenn er meint:

„Martin erscheint hier als Wohltäter, der aus seinem reichen Schatze Gaben mitteilt wie Wodan, der alles Gute verliehen hat."

Der „Pelzmärtel", Knecht Ruprecht, Nikolaus, Klaus usw. kommt ferner am heutigen Andreastag (30. im Neblung), am Nikolaustag (6. Julmond) und schließlich am Thomastag (21. im Julmond) nochmal zu den Kindern, verteilt Äpfel und Nüsse, nimmt ihre Wünsche entgegen und ermahnt sie, brav und artig zu sein. Und wirklich, wir haben ihn, mit seinem langen Bart und dem geheimnisvollen großen Sack nur als gütigen Alten in bester Erinnerung.

Auch Heischegänge der Kinder finden am Andreas- und Nikolaustage noch statt.

Die erwähnten Tage, vermehrt noch um den „Barbaratag" am 4. im Julmond, sind als Lostage die eigentlichen Träger des vielgenannten „Losbrauchtums", das des Menschen „Los" in der Zukunft, im kommenden Jahr, ermitteln soll und in seinen Einzelheiten nicht durchwegs arteigen genannt werden kann. Diese letzten Wochen des Jahres sind ja schon erfüllt von Erwartung und gesteigerter Hoffnung, sie sind eine Zeit der Vorbereitung auf das Siegesfest des Lichtes, die Wiedergeburt der Sonne und des Jahres. Im westfälischen Ems- und Münsterland beginnen jetzt die Burschen das „Mittwinterhorn" zu blasen – eine Entsprechung zu den „Martinshörnern" als Gebäcken.

Seit dem Jahre 836 ist die „Adventszeit" in Deutschland eingeführt, das Brauchtum des lichtertragenden „Adventskranzes" ist an sich jung, greift aber auf alte Sinnbilder (Licht und Kranz) zurück. An Stelle des Kranzes wird häufig ein Mistelzweig (keltischem Brauch folgend) in der Stube gehängt. An vorweihnachtliche Lichterumzüge (Laternenumzüge) gemahnt es, wenn in den Alpenländern die Bauern mit brennenden Kienspänen und „Buchtln" nachts ins Tal herabsteigen, eine Entsprechung zum bayerischen „Wolfauslassen" (Peitschenknallen im Neblung) als „Lärmbrauch" ist in den „Glöcklesnächten" im Julmond in Tirol und Kärnten zu erblicken, bei denen mit Kuhglocken vor den Haustüren „geglöckelt" wird. Es handelt sich dabei um sinnbildliche Erweckungs- und Glückwunschbräuche, wie sie um Weihnachten am Platze und viel häufiger sind. Sie bedeuten mit der sinnbildlichen Erweckung des Jahres und neuen Lebens einen Glückwunsch für das neue Jahr, den z. B. ein Kärntener Vers der „Glöckler" sogar noch ausspricht:

„Hiatz stea ma auf der Stoanplattn
(vor dem Haus)
S'andere Jahr soll haufat Roggen
and Woaz g'raten."

Also mit der beliebten „Dämonenvertreibung" durch den „Lärm" ist's wieder einmal nichts!

Natürlich bekommen diese glückwünschenden Glöckler als Dank eine Gabe, das „Glöcklergut", das sie in Kärnten in Empfang nehmen dürfen, wenn sie nach einer längeren Wechselrede:

„Bist a Mann
Schlag braav dran (an die Glocke)
Bist a Bua
Schlag brav zua
Bist a Jungfrau mit roten Zöpfen
Kannst noch amoll guacher klöcken"
usw.

und heftigem Glöckeln endlich eintreten dürfen.

Entsprechende Bräuche sind in den schwäbischen und oberbayerischen „Klöpflesnächten" oder „Knopflesnächten" um diese Zeit erhalten, und glückverheißende Erweckungsbräuche sind darin zu erblicken, daß in Schaben die Kinder in den Abenden, vor allem den Donnerstagen, vor Weihnachten Lebenssinnbilder, wie Erbsen (vgl. Erbsenstroh!), Mais und sonstigen Samen, bei Backnang sogar einen kleinen Holzhammer (vgl. Thors Hammer und das Lärmen am Polterabend!) an die Fensterscheiben werfen. –

Nun zu den eigentlichen Lostagen! Am Andreastag finden auch, ähnlich wie am Martinstag, Heischeumzüge statt, von denen aus Thüringen das Verslein berichtet wird:

„Ich bin der kleine Andreas
Liebe Leute schenkt mir was
Laßt mich nicht zu lange stehn
Denn ich muß noch weiter gehn."

Gleichfalls in Thüringen hängen die Kinder nachtsüber Strümpfe aus dem Fenster, die Ruprecht mit Süßigkeiten füllt.

Es ist kein Zufall, daß gerade die Frauen und Mädchen in erster Linie dem zukunftserforschenden Losbrauchtum huldigen. Man kann die Tatsache auch nicht aus der angeblichen weiblichen Neugierde erklären, sondern es ist schon etwas Wahres – auch heute noch – an dem, was Tacitus über die germanische Frau aussagte, daß sie etwas „Heiliges und Vorahnendes" an sich habe und daß die Männer ihren Rat nicht verschmähten. Der Glaube an die „Weise Frau" ist noch nicht verschwunden, das freilich stark entstellte und verdorbene Brauchtum der „Wahrsagerin" und „Kartenschlagerin" findet noch mehr Beachtung als man gemeinhin glaubt – obwohl unserem Volk seit tausend Jahren die Stelle 1. Korinther 14, V. 34 bekannt ist: „Lasset eure Weiber schweigen unter der Gemeinde."

Die meisten Losbräuche, die keineswegs alle „arteigen" sein dürften, beziehen sich auf das Liebesleben und natürlicherweise auf die Hochzeit. In Thüringen essen die Mädchen am Andreastag einen Hering, worauf ihnen der Liebste im Traum erscheinen soll (der Fisch ist auch in Gebäcken, wie Pfeffernüssen, auftretendes Neujahrs-Glückszeichen). Beim Wasserholen (Kindlesbrunnen!) nehmen zwei Mädchen einen Gänserich in ihre Mitte, und diejenige von beiden, zu der er sich wendet, wird als Erste Hochzeit feiern. Daß dem Wasser und dem Brunnen besondere Bedeutung in diesen Bräuchen zukommt, beweist auch, daß an diesem Tage in Bayern die Brunnen bekränzt werden. Die sonst im Neujahrsbrauchtum geübten Bräuche wie Holzscheitzählen, Zaunsteckenzählen, Hühnerstallorakel, Schuhwerfen, Stubenkehren oder Prügelwerfen (Hundegebell), Bleigießen und Eiklargießen sind weit verbreitet und vor allem in den Alpenländern zu Hause.

In Bayern müssen 9 Mädchen mit je einem Schemel aus neunerlei (Zahl 9!) Holz um Mitternach an einen Kreuzweg gehen, müssen sich im Kreise niedersetzen, um zu „horchen".

In Thüringen spricht das Mädchen zum nächtlichen Rütteln eines alten Erbzaunes:

„Erbzaun ich rüttle dich
Lieber Andreas ich bitte dich
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen
Wie er geht, wie er steht
Wie er mit mir zum Altar geht."

Ähnlich ist das Kärntner Verschen:

„Bettstattel i tritt di
Heiliger Andreas i bitt di
Laß mir bei der Nacht erscheinen
Den Herzallerliebsten den meinen."

Eine andere Bitte fährt dann fort:

„Laß ihn erscheinen bei Bier
und Wein,
Soll ich mit ihm glücklich sein.
Soll ich mit ihm leiden Not,
Laß ihn erscheinen bei Wasser
und Brot."

Als sicheres „Heiratsorakel" gilt das Abbrechen von Zweigen, vor allem in der Barbaranacht (4. im Julmond). Meist handelt es sich um Kirschenzweige, in Thüringen auch um Zweige von Flieder, anderswo wieder von Schlehen und Kastanien, die abgeschnitten und in der Stube ins Wasser gestellt werden, so daß sie bis Weihnachten mitunter zur Blüte kommen. Dies gilt dann als Hochzeitszeichen. In Bayern soll das Mädchen die „Barbarazweige" nachts in unbekleidetem Zustand oder im Hemd holen, in Schlesien werden für mehrere Freier verschiedene Zweige gebraucht und der, dessen Zweig zuerst erblüht, wird der Hochzeiter werden.

Wahrscheinlich ist jedenfalls, daß das rasche Aufblühen der Zweige einen Schluß auf eine gute Obsternte im nächsten Jahre zuläßt.

Am 6. im Julmond, dem „Nikolaustag", kommt wohl am häufigsten der gütige Alte. Die neue Bezeichnung für ihn, den alten Schimmelreiter, geht auf einen im 4. Jahrhundert lebenden Bischof von Myra zurück, aber außer dem Namen und den gelegentlichen Bestandteilen einer Bischofstracht hat er dem Brauch nichts neues gebracht. In Friesland kommt der „Sünner-Klaas" oder der „Klaaskärl" angeritten und bringt Obst und Backwaren, in Schlesien verkleidete sich der Nachbar oder ein Knecht oder auch die ältere Jugend zum „Nikolaus" oder zum Ruprecht, dem Ruhm-Strahlenden (= Percht) und besuchte die Kinder, die außerdem leere Teller vors Fenster stellten, die er füllte sollte. „Ruhklas" nennt man ihn in Mecklenburg, „Klosemann" heißt er im Schwarzwald, „Rumpelklos" im Illertal, „Sunneklas" im Lechtal (entsprechend dem friesischen Sünnerklaas) und birgt so im Namen schon seine Beziehung zur Sonne. Sie wird noch unterstrichen durch Begleitpersonen, die er z. B. in den Alpenländern im Gefolge hat. Da ist z. B. der Bartl oder Percht oder die häßliche „Pechtra" im Kärntener Nikolaus-Umzug, die alle an die Perchten des wintersonnwendlichen Perchtenlaufes anklingen. Im Lavanttal tritt der Waukl oder Waudl auf und stellt eine Verbindung zum „Wodl" des Erntebrauchtums her!

Ganz deutlich spricht der Thüringer Kindervers aus:

„Wer kommt denn da geritten?
Herr Wude, Wude Nikolaus!
Laß mich nicht lange bitten
Und schüttle deinen Beutel aus."

Hier ist also Herr Wode, der Allwalter, mit dem Nikolaus verbunden!

Der „Ruppe" (Ruprecht) mit einem langen Bart aus Flechten und Moos kann seine Beziehung zum „Wilden Mann" nicht verbergen, und der im Namen verdorbene „Narr" mit blutbestrichenem (also rotem!) Gesicht, der die Mädchen neckt und schwärzt (Asche und Ruß erinnert ans Wintersonnwendfeuer! vgl. Fachingsschwärzen) und früher eine Sonnenhaube trug, dürfte dem Sinn nach der Sonnenmaske des Perchtenlaufes nicht unähnlich sein.

Aber auch in Norddeutschland (z. B. in Pommern) finden an diesem Abend – wie an den übrigen vorweihnachtlichen Lostagen – Umzüge mit dem Schimmelreiter, dem Bären, dem Bullkater oder dem „Aschenklas" statt, die mit ihrer seltsamen Rumpelpott- und Knarrenmusik an die weihnachtlichen „Lärmumzüge" erinnern. Überall verteilt der Ruprecht aber Gaben oder legt sie in die Schuhe, Hüte und Körbchen, die am Fenster stehen. Die Unartigen können freilich auch mit Rüben oder Steinen überrascht werden, und wie der Schlag mit der alten Lebensgerte umgeformt wurde, hat schon oben beim „Pelzmärtel" seine Erwähnung gefunden. In den schwäbischen „Klasenbroten" haben wir bereits richtige Weihnachtsgebäcke mit den verschiedenen Sinngebilden wie Reiter, Frau Holle, Fisch, Vogel usw. vor uns. Jedenfalls läßt sich so behaupten, daß das Ruprechtsbrauchtum im wesentlichen seine arteigene Form bewahrt hat, und es wäre heute an der Zeit, den fremden Namen „Nikolaus" langsam wieder abzuschaffen und auch in der Stadt und – in der Wissenschaft auf die in der Bauernsprache noch lebendigen alten Bezeichnungen (Ruprecht, Percht, Bartl, Schimmelreiter, Ruppe, Waudl usw.) zurückzugreifen. Ja, es wäre auch an der Zeit, ihn überall dort wieder ins rechte Licht zu setzen, wo er indessen zum Kinderschreck geworden ist.

Im Salzkammergut treten an diesem Tage auch die in Stroh gehüllten „Schabmänner" auf und entsprechen damit den Thüringer Erbsenstroh-„Bären", die am selben Tag umhergeführt werden. Wir haben bereits verschiedentlich z. B. bei der Ernte das Stroh (ursprünglich das ährentragende, insbesondere das Erbsenstroh) als Fruchtbarkeitszeichen kennengelernt, so daß auch diese Bräuche ein glückverheißendes Ankünden des kommenden reichen Jahres darstellen mögen. Es ist aber gleichzeitig zu beachten, daß das dürre, ausgedroschene Stroh Sinnzeichen des Unfruchtbaren, Alten und Absterbenden ist, was sich auf das sterbende Jahr beziehen kann, und der im Winter zurückgezogene Bär tritt als treffendes Winterwahrzeichen im weihnachtlichen Brauchtum ja noch öfter in Erscheinung.

Eine Entsprechung zur „Luzia" des nordischen Luzienfestes, das ursprünglich auf der Wintersonnwendzeit lag, stellt sich uns in der Tiroler „Lutzelfrau" und in der böhmischen „Luzia" vor, die am 13. im Julmond auftritt. Sie liefert damit ähnlich dem friesischen und zugleich Tiroler „Sonnenklaas" einen klaren Beweisfall für die auffällige ehedem geschlossene Einheit des germanischen Bauernglaubens von Skandinavien bis über die Alpen. Dem Sinne nach ist die gänzende, strahlende Perchta ja ebenfalls dieselbe Lichtgestalt wie die Luzia.

Auf den Beginn der „Rauhnächte", den eigentlichen winterlichen Sonnenwendezeitpunkt, wurde der hl. Thomas angesetzt (21. im Julmond), den die Lavanttaler (Kärnten), weil sie sonst nichs mit ihm anzufangen wußten, zum „Klätznwoakr" ernannten, denn an diesem Tage werden die Klötzen (Dörrobst) für das Weihnachtsfestgebäck, das Klötzenbrot, eingeweicht. In diesem alten Jahresbeginntag bekommt in Kärnten das Vieh „Kranawötnadeln" vom heiligen Wacholder, während gleichzeitig das Haus durchräuchert wird. Am letzten Donnerstag (Donars-Tag) vor Weihnachten zieht im Ellwanger Gebiet (Württemberg) die „Berch", ein als Frau verkleideter Bursche, Geschenke erbittend durchs Dorf, und in Ostfranken erzählt man von der „Thomasberta" als Kinderschreck. Man hat hier eine Verbindung des „Thomas" mit der gütigen leuchtenden germanischen Perchta vorgenommen, die dabei zum Schreckgespenst entwürdigt wurde.

Die „Thomasnacht" ist die letzte vorweihnachtliche Losnacht, und die bekannten Losbräuche treten auch in ihr in Tätigkeit. Im Böhmerland z. B. schüttelt die Wißbegierige den Zwetschgenbaum und spricht dazu:

„Zwetschenbaum ich schüttl di
Wo wird a Hunderl bellen
Wird si mei Liebster mell'n."

Mit dieser Nacht endet die Vorweihnachtszeit, die „heiligen Nächte" beginnen mit ihr.

Hans Strobel

Der Asen-Wanen-Kampf

Das Ende der Eiszeit – der Neandertaler stirbt aus

Vereinzelt finden wir im überlieferten germanischen Schrifttum merkwürdige Hinweise. Da wird von einem gewaltigen Kampf verschiedener Göttergeschlechter in grauer Vorzeit gesprochen, von Geiselaustausch und auch von einem Friedensschluß. Was soll man darunter verstehen?

Gehen wir mal in Gedanken rund 40 000 Jahre zurück. Wie sah es damals in unserem Lebensraum Mitteleuropa aus?

Die Eiszeit neigte sich ihrem Ende zu, der Neandertaler, bekanntester aller Urmenschentypen, war gerade ausgestorben. 1856 hatte man das erste Skelett dieser Menschenart in einem Steinbruch bei Düsseldorf ausgegraben, und die Wissenschaft zögerte damals sehr, hinzunehmen, daß es sich bei diesem Fund um die Überreste eines eiszeitlichen Menschen handelte. Die einen glaubten an einen „Wilden aus der Mongolei", andere an einen „Kosaken aus der Tschernitscheff-Armee von 1814" oder an einen „alten Kelten", manche meinten ungerührt, es handele sich um einen „Idioten mit einem Wasserkopf". Der Arzt und Forscher Rudolf Virchow diagnostizierte „frühkindliche Rachitis und Altersgicht", und der Göttinger Professor Rudolf Wagner erklärte – was das Königreich der Niederlande ein wenig befremdete – „es war bestimmt ein Holländer".

Dem Neandertaler war Westeuropa zu einer Zeit besonders schlechten, ja eisigen Klimas, zur Heimat geworden. Geräte und Waffen hatte er sich gefertigt und warme Fellkleidung, und von der Jagd hatte er gelebt. Seine herausragenden Toten hatte er in gewisser Weise „feierlich" bestattet, offenbar gab es bei ihm bereits eine einfache Art von „Jenseitsglauben". Da der Neandertaler auch in anderen Teilen der alten Welt vorkam, glauben heute manche Anthropologen, daß er garnicht in Europa entstanden, sondern aus Asien eingewandert ist. Hier in Europa könnte er die Entwicklung anderer Menschenarten aus z.B. den Nachkommen des „Steinheim-Menschen" oder des „Homo heidelbergensis" sogar behindert haben.

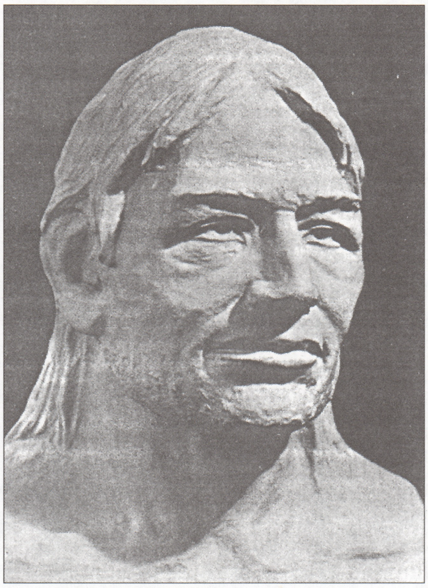
Die fortgeschrittenen Jäger

Als aber der höchst leistungsfähige, besser bewaffnete und intelligentere Mensch der Jetztzeit, der „homo sapiens", auftauchte, starb der Neandertaler innerhalb kürzester Zeit aus. Eine Parallele zur Gegenwart tut sich auf: Die Tasmanier, zurückgebliebenste Menschenart unserer Tage, starben binnen 75 Jahren aus, nachdem sich Europäer auf ihren Inseln niedergelassen hatten.

So war es auch damals, der Homo sapiens setzte sich gegen andere Konkurrenten durch, ein rascher kultureller Aufschwung begann. Die Formgebung der Jagd- und Fischereiwaffen wurde nun zweckmäßiger, die Lederbekleidung erfunden, ansehnliche Behausungen wurden gebaut und recht gut ausgestattet. Man lebte noch hauptsächlich von der Jagd, das Klima, die Landschaft und der Tierreichtum boten diese Ernährungsweise an. Malen, Zeichnen, Modellieren wurden entwickelt und ansprechende Kunstwerke geschaffen. Auch auf dem Weg zu einer religiösen Symbolik tastete man sich voran.

Wir heutigen Menschen vermögen in diesen, damals im Herzen Europas entstandenen und hier lebenden Menschen, unsere fernsten Brüder und Schwestern zu erahnen, verspürten jene doch den gleichen Schöpferdrang und die gleiche Vorstellungskraft wie wir selbst.

Diese begabten und dynamisch sich entwickelnden Vorfahren sprachen bereits voll ausgeformte Sprachen, hatten kultische Tänze und Musikinstrumente und erzählten sich Geschichten. Sie waren groß gebaut, mit voller, weichgerundeter Stirn und einem Langschädel, dessen Hirnvolumen erheblich über dem der heutigen Menschen lag. Die Gesichtszüge waren streng, die Nase schmal, das Kinn ausgeprägt. Man nennt sie „Cro Magnon-Menschen" nach einer Höhle in Frankreich, in der man ihre Überreste in großer Zahl fand.



Homo sapiens sapiens von Crô Magnon (Rekonstruktion).

Woher kamen sie? Wir wissen es nicht genau, es gibt aber Hinweise darauf, daß sie in Westmitteleuropa entstanden sind, einige Zeit in kleinen Gruppen neben den Neandertalern lebten und sich gegen Ende der Eiszeit stärker vermehrten. In der französischen Dordogne sollen sich ihre Abkömmlinge verhältnismäßig rein erhalten haben, und in Deutschland werden Westfalen und Hessen von den Anthropologen als „cromagnonverdächtig" angesehen.

Die Entwicklung blieb mit ihnen nicht stehen. Ihre Verwandten, die man „Aurignac-Menschen" nennt, und deren Nachkommen wiederum, die „Gravettien-Menschen", drangen von Mitteleuropa aus nicht nur nach Britanien, sondern auch über Süd-Osteuropa bis in den Ural vor. Dies geschah um etwa 20 000 vor der Zeitwende.

Der große Unterschied dieser neuen Menschen (Cro Magnon, Aurignac, Gravettien) zu den vor hunderttausenden von Jahren gelebt habenden, wie die „Steinheim-Menschen" oder der „Homo heidelbergensis", war der: Viele Jahrtausende tat in der Frühzeit jeder nur das, was seine Eltern auch schon immer getan hatten. Kultureller Fortschritt erfolgte in der Altsteinzeit daher nur sehr langsam. Die Cro Magnon-Menschen und deren Nachkommen jedoch begannen in den Kategorien von Problemlösungen zu denken. Das war neu. Man spricht daher auch von der „Neolithischen oder Jungsteinzeitlichen Revolution". Aufgrund dieses neu entwickelten Gefühls für Herausforderungen, erfanden diese Menschen in kurzer Zeit die ersten „Maschinen" wie Speerschleuder, Nadel mit Nadelöhr, Harpune mit Widerhaken, komplizierte Befestigungen für Pfeil-und Speerspitzen, Pfeil und Bogen, aber auch die durch Fett genährte Lampe.

Auch eine Art von Stammeszugehörigkeitsgefühl entstand in dieser Zeit. Und das kam ungefähr so:

Man wohnte zunächst in Höhlen, später in Holzhütten. Vor diesen spielte sich das Leben ab, hier brannte ständig das Herdfeuer als Abwehrmittel gegen Bären und Wölfe und andere Raubtiere. Grobe Geröllmauern und aufgespannte Häute boten weiteren Schutz. Und nun stelle man sich einmal den Anblick vor, der sich bot, wenn in dunkler Nacht weithin die Feuer glommen. Im Licht dieser Feuer wurde überall gegessen, geschwatzt, Kleidung ausgebessert, gebastelt und Geschichten erzählt. Diese Gleichartigkeit des Lebensablaufs schaffte nach und nach ein Gemeinsamkeitsgefühl.

Die kulturellen Leistungen dieser Menschen sind beachtlich. Aus Elfenbein schnitzten z.B. die Aurigniac-Menschen um etwa 20 000 v.Ztw. Tierfiguren, die Pferd, Vogel oder Mammut darstellen. Die Gravettien-Menschen fertigten aus Ton Frauenfiguren mit besonders rundlichen Formen. Bekanntgeworden sind die „Venus von Willendorf", die „Venus von Lespugue" und die „Venus von Laussel". Diese Figuren sind künstlerischer Ausdruck der tief in diesen Menschen wurzelnden Vorstellungen von Mütterlichkeit und Fruchtbarkeit. Die Frauendarstellun-

gen lassen vermuten, daß zu jener Zeit ein länger andauernder Fruchtbarkeitskult begann und mutterrechtliche Organisationsformen vorherrschten.

Die in Südeuropa lebenden Magdalenien-Menschen, Nachfolger der Gravettien-Menschen, schufen um etwa 15 000 v.Ztw. die erstaunlichen Höhlenmalereien in Spanien und Frankreich. Diese dienten höchstwahrscheinlich auch kultischen Zwecken. Vermutlich versetzten sich die Jäger beim Betrachten der Hirsch-, Bison- oder Mammutdarstellungen in die zur Jagd erforderliche Anspannung, ohne die jagdlicher Erfolg schwer möglich war.

Auch schon etwas weiter entwickelte Bestattungsbräuche wurden damals ausgeübt, was auf bestimmte religiöse Vorstellungen hinweist. Von ihren Toten wollten sie sich offenbar nicht trennen. Deshalb begruben sie diese immerhin in ihrer Wohnhöhle. Die Verstorbenen wurden in eine hockende Stellung gebracht und oftmals mit rotem Ocker, dem Symbol für das lebenspendende Blut bestreut. Leider wissen wir nicht viel mehr über die religiösen Vorstellungen der „fortgeschrittenen Jäger“.

Offenbar war die Zeit von etwa 20 000 v.Ztw. bis etwa 10 000 v.Ztw. eine Zeit mäßigen Wohlstands. Als dieser endete, verebbte auch der Kreativitätsschub der „fortgeschrittenen Jäger“ .

Nach Norden, dem Eise nach

Um etwa 15 000 v.Ztw. änderte sich erneut das Klima, die letzten Reste des Eises schmolzen, die Tundrenlandschaft Europas wandelte sich um in eine Seen- und Waldlandschaft. Der Meeresspiegel stieg, Britannien wurde vom Festland getrennt. Eine neue Zeit kündigte sich an und zwang die Menschen zu einer ganz anderen Lebensweise. Das milder werdende Klima ermöglichte es ihnen nun, wiederum ein Stück weiter nach Norden zu ziehen und Norddeutschland und Dänemark zu besiedeln. Aber auch nach Osteuropa und in den Südosten wanderten sie.

Die Jäger mußten sich jetzt umstellen. Das Großwild war selten geworden oder schon ausgestorben. Es mußte auf viele kleine Tiere Jagd gemacht werden. Hinzu kamen Fischfang, Vogelstellen und Sammeln von Beeren und Früchten. Wildwachsender Weizen wurde jetzt geerntet. Zu seiner Verwertung wurden Handmühlen, Stößel und Mörser erfunden.

Um etwa 6000 v.Ztw. waren alle wichtigen Haustiere bereits domestiziert. Aus den Wildgetreidearten waren verschiedene Gebrauchsgetreidesorten gezüchtet worden. Da die Bevölkerung wuchs, blieb nichts anderes übrig, als mit den Nahrungsmitteln zu wirtschaften, erste seßhafte Lebensweisen entwickelten sich, Dörfer entstanden, vorzugsweise an Seeufern. Auch gewisse gesellschaftliche Formen bildeten sich, Unterschiede zwischen Führern und Gefolgschaft wurden erkannt. Als religiöse Äußerungen sind uns Fruchtbarkeitskulte mit Tierverehrung und weiterhin Frauendarstellungen überliefert. Im kulturellen Bereich entstanden in Skandinavien die ersten Tierzeichnungen, kleine Stein- und Bernsteinskulpturen, sowie die frühesten geometrischen Einritzungen in Felswände. Die Kunst der Zeit um 8000 bis 5000 v. Ztw. weist bereits jetzt schon uneinheitliche Strukturen auf: Während in Spanien die Künstler Jagd-, Tanz- und Kriegsszenen malten, bei denen große Mengen von Gestalten in höchster Eile das Bildwerk durchlaufen, malten die skandinavischen Jäger Werke, die die Ruhe der alten Steinzeit auch heute noch geradezu unerschütterlich ausstrahlen. Die norwegischen Jäger von Klotefoss stellten darüber hinaus auf ihren Zeichnungen sogar die inneren Organe der Tiere dar. Die dänischen Jäger wiederum schufen lieber kleine rundplastische Schnitzereien.

Dorf um 8000 v.Ztr. am Tannstock bei Buchau (Federsee). Rekonstruktion von Prof. Hans Reinerth.

Fassen wir kurz zusammen, was sich bis etwa zum Jahr 5000 vor der Zeitenwende getan hatte:

Die „Neolithische Revolution“ hatte in Europa stattgefunden. Keineswegs geradlinig und überall gleichzeitig. Die nomadisierenden Jäger, Fischer und Sammler der Alt- und Mittelsteinzeit waren seßhafte Viehzüchter und Ackerbauern geworden, die planlose Aneignung der von der Natur gebotenen Nahrungsmittel wurde durch eine vorausschauende und geregelte Produktions- und Vorratswirtschaft abgelöst.

Damals trat der Mensch in eine entscheidende Auseinandersetzung mit den Mächten seiner Umwelt ein, die er nun auch als solche zu erkennen begann. Zuvor war er ein Teil der Natur gewesen, ihr ausgeliefert, aber auch in ihr geborgen. Nun löste er sich aus dieser Einheit und erkannte sich selbst auch als geistiges Wesen. Er erkannte seine Kräfte und Fähigkeiten, aber auch seine Einsamkeit und Gefährdung. Die meisten der großen, auch heute noch gültigen Leitbilder, die ersten voll ausgeprägten Religionen entstanden nun. Inmitten der ungebändigten Kräfte der Natur bildeten sich geistige Zentren in Form von stabilen Gemeinschaften z.B als Volk, als Großfamilie auf dem Hof, im umgrenzten heiligen Raum der Kultstätte, am Grab der Vorfahren.

Die ersten Megalithiker

Um etwa 5000 v.Ztw. hatten sich die Nachkommen der Cro Magnon-Menschen ganz Europa zu eigen gemacht. Vom Schwarzen Meer bis zur Atlantikküste breitete sich in den unterschiedlichsten Naturräumen die Landwirtschaft aus. Dementsprechend waren auch die verwendeten Gerätschaften: Sichelförmige Beile und Messer, Hacken zur Bodenbearbeitung, Vorratsgefäße aus Ton, in die gelegentlich Weizen- und Gerstenkörner vor dem Brennen im offenen Feuer eingedrückt worden waren. Auch muschelförmige und bandförmige Linien wurden in den weichen Ton eingepresst. Man spricht bei dieser Art der Tongefäßverzierung von der „Bandkeramik“. Ihr Hauptverbreitungsgebiet war um 5000 v.Ztw. Belgien, das Rheinland, Mitteldeutschland, Böhmen und der Donauraum, weshalb man auch von der „Donaukultur“ spricht. Die Menschen, die diese Tongefäße schufen, die Bandkeramiker, hatten schon bemerkenswerte religiöse Vorstellung. So finden wir auf manchen ihrer Gefäße stilisierte „Lebensbaum-Abbildungen“ als Hinweis auf ihre Glaubensvorstellungen. Ihre Toten bestatteten sie nicht wie frühere Generationen in ihren Wohnhäusern. Sie legten flache Erdgräber an.

In der nördlichen Nachbarschaft der Bandkeramiker entwickelten sich rund 1000 Jahre später, um etwa 4000 v.Ztw. also, Menschen, die andere kulturelle Ausdrucksweisen pflegten. Sie verzierten ihre Tongefäße nicht bandartig. Ganz andere Formen verwendeten sie. Man brannte bei ihnen trichterförmige Becher. Daher spricht man auch von der „Trichterbecher-Kultur“. Es gibt Hinweise darauf, daß diese Art der Tonwarenherstellung vielleicht von Einwanderern, die aus dem Baltikum nach Schleswig-Holstein und Jütland kamen, mitgebracht worden waren. Sie bestatteten ihre Toten zwar auch in Erdgräbern, warfen aber über dem Bestattungsort oft große Erdhügel auf. Zusätzlich gaben sie den Verstorbenen tönerne Schalen und Trichterbecher mit, die Speise- und Trankopfer enthielten. Offenbar sollte es den Verstorbenen an nichts fehlen. Wir schließen daraus, daß es bei ihnen zu dieser Zeit bereits einen gut ausformulierten Jenseitsglauben gab. Diese Bestattungsbräuche fand man von Jütland bis an den Oberlauf der Weichsel. In einer späteren Phase dieser Trichterbecher-Kultur, etwa um 3500 v.Ztw., begann man auf Seeland neben einfachen Erdgräbern auch steinerne Kisten von etwa 2m Länge und einem halben Meter Breite und Höhe

aus vier Steinblöcken mit einem Überlieger zu erbauen. Runde oder längliche Erdhügel, die mit großen Randsteinen eingefasst waren, deckten diese gut gebauten Gräber. Vermutlich waren diese Grabmale zunächst für Stammesführer und hervorragende Mitglieder der Dorfgemeinschaft bestimmt. Als Grabbeigaben wurden oft sehr schöne, wickelschnur- und tiefstichverzierte Keramiken mit Trichterbechern, Kragen- und Kugelflaschen, Flintsteinbeilen und reichlich Bernsteinschmuck in Form langer Ketten beigegeben.

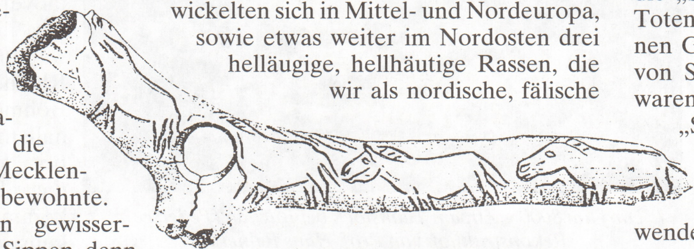
Diese Steingräber wurden zu erstaunlichen Bauwerken weiterentwickelt. Die sieben Steinhäuser bei Fallingbostel, die großen Steingräber bei Wildeshausen, die neun Großsteingräber im Hümmling bei Werlte hinterlassen wohl bei jedem Besucher einen außerordentlichen Eindruck. Man nennt diese großen, aus Findlingsblöcken aufgetürmten Gräber in der Fachliteratur Megalith-Gräber, Riesensteingräber, Dolmen, Ganggräber oder Hünengräber. Sie sind in jener jüngeren Steinzeit das Kennzeichen der nordwesteuropäischen Bevölkerung, die das westliche Skandinavien, die dänischen Inseln, die Ostküste Jütlands, sowie Mecklenburg bis etwa Magdeburg bewohnte. Diese Hünengräber waren gewissermaßen Mausoleen für ganze Sippen, denn wir finden in ihnen die Überreste vieler Individuen; bis zu 100 Bestattete hat man in einem einzigen Grab gezählt. Bei ihren Erbauern handelte es sich von der Rassenzugehörigkeit her um Menschen, die zum geringeren Teil dem nordischen, zum überwiegenden Teil aber dem fälischen Rassetypus angehörten, wie man aus den sterblichen Überresten der Begrabenen rekonstruieren konnte. Als „Germanen" kann man die Erbauer keineswegs bezeichnen, denn ihnen fehlte u.a. noch die den Germanen eigentümliche gemeinsame Sprache, das Germanische. Sie sprachen wahrscheinlich eine nichtindogermanische Sprache, und es ist höchstwahrscheinlich, daß es sich bei den Erbauern der Riesensteingräber nicht um Indogermanen handelte. Urverwandtschaft mit den Indogermanen ist auch hier, wie wohl bei allen Mitgliedern der drei hellhäutigen Rassen, anzunehmen. Mit diesen Menschen beginnt unsere Geschichte.

Der weiße und der grüne Riese

Während die fälischen „Großsteingräber-Leute" vorwiegend an den nördlichen und westlichen Meeresküsten siedelten, finden wir im Landesinneren andere Menschen, die „Streitaxtleute". Diese gehörten überwiegend der nordischen Rasse an (mit fälischem Einschlag) und hatten demzufolge andere kulturelle Ausdrucksformen. Sie entwickelten sich zu den Menschen, die wir „Indogermanen" nennen.

Wie kam es dazu, daß die Indogermanen nordischer Rassezugehörigkeit waren? Wie entstanden diese Rassen überhaupt? Blicken wir nochmal zurück.

Als das Eis um etwa 15 000 v.Ztw. zu schmelzen begann und die Tiere dem Eisrande nach gen Norden zogen, folgten ihnen die Jäger. Das waren zunächst Menschen, die allen damals vorhandenen Rassen angehörten und nun Mitteleuropa besiedelten. Im Kampf mit der Natur fand unter ihnen eine Auslese statt, die nur die am besten an die herrschenden Verhältnisse angepaßten Individuen am Leben ließ. Es waren insbesondere zwei Menschentypen, die hier am Rande des Eises ihre Lebensmöglichkeiten fanden: Die sehr anspruchslosen Menschen und die sehr kämpferischen bzw. sehr erfinderischen. Daher finden wir im Norden die Samen oder Lappen – bis zum äußersten anspruchslose Menschen – und jene Menschen, die mit ihrem Geist sich die Möglichkeiten schufen, der Natur das abzuringen, was sie zum Leben brauchten. So entwickelten sich in Mittel- und Nordeuropa, sowie etwas weiter im Nordosten drei helläugige, hellhäutige Rassen, die wir als nordische, fälische und ostbaltische Rasse bezeichnen. Unterdessen entstanden im Süden die ostisch-alpine und die westisch-mittelmeerische Rasse als Ausdruck der Anpassung an andere geographische Verhältnisse.



Gravierte oder geschnitzte Lochstäbe wurden von Cromagnon-Menschen aus Geweihen oder Knochen hergestellt. Sie hatten, meist T- oder Y-förmig gestaltet, an der breitesten Stelle eine Lochbohrung und häufig auch reiche Ornamentverzierung.

Der beschriebene Auslesevorgang fand noch ein zweites Mal statt, als nämlich um etwa 6000 v.Ztw. das Klima wieder wärmer und feuchter wurde und große Wälder in Europa entstanden. War der „weiße Feind" des Menschen, das Eis der Gletscher, die „Eisriesen" der Mythologie, seit langem nach Norden zurückgewichen, so bedrohte nun der „grüne Feind", der Urwald, die Menschen und beschnitt sie in ihren Lebensmöglichkeiten. Sie mußten dorthin ziehen, wohin der Wald ihnen nicht folgen konnte. So verengte sich der Lebensraum der mittel- und nordeuropäischen Menschen jener Zeit im wesentlichen auf die Küstenländer um Nord- und Ostsee herum, sowie auf das anschließende Hinterland.

Nun war der nordische Mensch, der ständig mit der kargen Natur um sein Leben hatte kämpfen müssen, keineswegs geneigt, dem Kampf mit dem Urwald auszuweichen. Er entwickelte als Werkzeug und Waffe das Steinbeil, das er schleifen und durchbohren und vor allem gut handhaben lernte. Außerdem ging er, wie erwähnt, von der extensiven Wirtschaftsform zur intensiv nutzenden über, d.h. der verbleibende Boden wurde nun besser bewirtschaftet, Ackerbau und Viehzucht wurden erfunden.

Das Ergebnis dieser „grünen" Umweltveränderung im Inneren Mitteleuropas war eine noch schärfere Auslese der hier lebenden Menschen, eine noch deutlichere Herausarbeitung der nordischen Rassemerkmale.

Die indogermanischen Wanderungen

Um etwa 4000 v.Ztw. lassen sich, zeitlich etwas versetzt, vier große „Kulturkreise" in Mitteleuropa unterscheiden. Der von der Nordsee und Ostsee bis Thüringen reichende „nordische Kreis" wurde von zwei Völkern gebildet, von denen das eine, in Meeresnähe lebende, die erwähnten „Großsteingräberleute" sind, das andere, mehr im Landesinneren wohnende Volk, die „Streitaxtleute". Sie bestatteten ihre Toten einzeln in Steinkisten und gaben ihnen Gefäße bei, die durch den Abdruck von Schnüren im weichen Ton verziert waren. Wir nennen sie daher auch „Schnurkeramiker". Beiden Völkern war gemeinsam das rechteckige, mit hohem Dach und offener Vorhalle versehene Haus. Auch verwendeten sie sehr ähnliche Waffen, Werkzeuge und Hausgeräte.

Südöstlich von den Wohnsitzen der Großsteingräberleute und der Schnurkeramiker lebten die Nachkommen der Bandkeramiker. Sie siedelten fast ausschließlich auf fruchtbarem Lößboden und verbreiteten sich von Südrußland bis hinauf nach Köln. Gewohnt wurde in einem merkwürdig gebauten, runden, in den Boden eingetieften Haus. Die Bandkeramiker gehörten mehr der rundköpfigen, ostischen Rasse an, obwohl bei ihnen auch gelegentlich langköpfige (nordische oder westische) Schädelformen gefunden wurden. Nordöstlich der Wohnsitze der Großsteingräberleute und der Schnurkeramiker, im Baltikum, lebte ein Volk, das seine Tongefäße mittels eines Kammes verzierte, weswegen man von der Gruppe der „Kammkeramiker" des nordosteuropäischen Kulturkreises spricht.

Die Völker des „westeuropäischen Kulturkreises" trugen damals bereits die körperlichen Kennzeichen der westischen Rasse. Sie lebten in Rundhütten, die aber noch einfacher als die der Bandkeramiker waren. Sie verzierten ihre lederbeutelartigen Tongefäße wenig oder garnicht.

Etwa gegen 2500 v.Ztw., als das Klima trockener und die Nahrungsmittel knapper wurden und die im nordischen Kreis lebenden Schnurkeramiker zahlreicher geworden waren, fand ein erster, eher vorsichtiger Vorstoß dieser Indogermanen in fremde Gebiete statt. Vor allem in die Länder der Großsteingräberleute im Ostsee- und Nordseegebiet zogen sie, was zur „Indogermanisierung" des Nordens führte. Langsam dehnte sich ihre Expan-

sion weiter über den größten Teil Mitteleuropas aus. Sie endete vorerst im Südwesten Deutschlands und am Schwarzen Meer.

Kurz darauf folgte die zweite Welle. Diese ging vom heutigen Thüringen aus. Bei diesen Thüringer Nordleuten überwog bei weitem die rein nordische Rasse, und wir erkennen ihre Hinterlassenschaften wiederum in der „Schnurkeramik" und in den außerordentlich sorgfältig gearbeiteten Bootsäxten oder „Streitäxten", weshalb man ja von den „Streitaxtleuten" spricht. Sie verehrten die Sonne als Gottheit, wie wir aus Grabbeigaben in Form von Sonnensymbolen wissen. Die Streitaxtleute sind das eigentliche indogermanische Kernvolk. Die Schnurkeramik war ihr Kunststil, die Hockerbeisetzung im Einzelgrab ihre Bestattungsart und die Streitaxt ihr Hauptwerkzeug und ihre Waffe.

Dieser zweite nordische Vorstoß war heftiger. Er umfaßte nunmehr fast ganz Europa. Im Westen reichte er bis nach England. Dort waren von den Megalithikern gewaltige Steinsetzungen, Menhire, aufgerichtet und sogenannte Henge-Monumente, runde Sakralanlagen und astronomische Observatorien von 50–500 m Durchmesser erstellt worden. Fünf dieser gewaltigen Anlagen sind bisher bekannt, darunter auch Stonehenge, jenes Sonnenheiligtum, das für unseren Kalender und unsere Zeitrechnung von großer Bedeutung ist. Im Süden zogen diese nordischen Indogermanen über die Alpen nach Italien, wo später aus der Vermischung mit der einheimischen Bevölkerung die „Italiker" und noch später die Römer hervorgingen. Im Südosten ging es über Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen nach Griechenland, wo sich aus ihnen das Hellenenvolk entwickelte. Im Nordosten wurden Finnland sowie Russland bis zum Ural besiedelt. Der Ostzug reichte über Polen, Südrußland nach Persien und Indien. Einzelne Vorstöße gingen sogar noch weiter ostwärts. So fand man vor kurzem in der nordwestchinesischen Provinz Sinkiang, am Rande der Wüste Gobi, 110 mumifizierte Leichname von Menschen mit blonden Haaren, langen Nasen und länglichen Köpfen. Nach der Radiokarbonmethode starben sie um etwa 2500 v.Ztw. Eine Analyse der Webtechnik ihrer Kleidung deutet auf den mitteleuropäischen Siedlungsraum hin. Forscher glauben, daß die Chinesen von diesen Indogermanen das Rad sowie erste Kenntnisse der Metalltechnik gebracht bekamen.

Vergessen wir nicht: Die Pyramiden, angeblicher Inbegriff von Kultur, Zivilisation, Wissenschaft und Fortschritt wurden erst 1500 Jahre später begonnen. Und unsere eigene Geschichte hingegen beginnt nicht, wie man uns gerne glauben machen will, mit dem Jahr 1945 oder bei „Karl dem Großen", auch nicht mit dem Vorstoß der Cimbern und Teutonen ins römische Weltreich, sondern mit den Großsteingräberleuten und den Schnurkeramikern, die bereits ab 4000 Jahre v.Ztw. dem Abendland ihren Stempel aufprägten.

Die Indogermanen kamen auf ihren Wanderungen nicht nur in unbesiedelte Gebiete. Sie trafen fast immer mit einheimischen Ureinwohnern zusammen und setzten sich in ihren Burgen, die sie jetzt in ihrer Wanderzeit bauten, als Herren über die unterworfenen Völker fest oder siedelten als Bauern neben ihnen - wenn Friede möglich war. Die Besiedelung so großer Landgebiete in relativ kurzer Zeit wird nur verständlich, wenn wir die große Lebenskraft der Indogermanen bedenken und daneben die Tatsache, daß sie als einziges Volk Europas schon gegen Ende der Steinzeit hervorragende Waffen besaßen, prächtige Dolche und steinerne Streitäxte von ausgezeichneter Güte. Aber nicht nur ihre kriegerische Haltung, sondern vielmehr ihre kulturelle Überlegenheit ließ sie rasch zur Herrenschicht über die anderen Völker werden. Sie hatten bereits den Hakenpflug, das Rechteckbeil, das gezähmte Pferd und den Wagen, dessen älteste bekannte Darstellung im Steinkistengrab von Züschen bei Fritzlar zu sehen ist. Geradezu symbolhaft für die Wanderungen der Indogermanen ist das nordische Haus. Wo die Nordleute hinkamen, bauten sie jene großen Giebelhäuser mit den offenen Vorhallen, die in starkem Gegensatz zu den im Süden noch üblichen Rundhütten standen. Im griechischen Tempel hat sich das nordische Haus bis in viel spätere Zeiten erhalten.

Natürlich brachten die Indogermanen ihre Götter aus dem Norden mit: Tyr = Ziu wurde z.B. im Lateinischen zu Jupiter, im Griechischen zu Zeus und im Indischen zu Diaus. Auch in gesellschaftlicher Beziehung haben die Indogermanen im Süden manches geändert. Hier herrschte weithin das Mutterrecht, d.h. die Verwandschaft wurde nach der Mutterseite hin bestimmt. Die Stellung des Vaters war eine untergeordnete, eine Familie in unserem Sinne war damit nicht möglich. Die Indogermanen brachten die Vaterfamilie und wohl auch die Einehe mit. Dies bedeutete nicht eine Unterordnung der Frau, im Gegenteil: Schon die steinzeitlichen Bestattungen des Nordens zeigen ja, daß man Frauen in Bestattungsart und Grabbeigaben mindstens die gleiche Ehre angedeihen ließ, wie den Männern.

Leider haben sich die nordischen Indogermanen, die in den Süden gezogen waren, mit der dortigen Bevölkerung nach und nach vermischt. Das Ergebnis ist bekannt: Untergang der indischen Kultur, Untergang des persischen Reichs, Untergang der Griechen, Untergang der Römer.

Als gegen Ende der Steinzeit, etwa um 2500 v.Ztw., die Indogermanen von der Ostsee und aus Thüringen in alle Teile der damals bekannten Welt gezogen waren, endete auch die Zeit der Megalithgräber.

Die Germanen kommen

Große Teile der Indogermanen machten die erwähnten Wanderungen nicht mit. Sie blieben in ihren Kerngebieten zurück und vermischten sich daher nicht mit fremden Völkern. Das gilt insbesondere für die in Mitteldeutschland ansässigen Schnurkeramiker. Dort wo die Streitaxtleute mit den Großsteingräberleuten jedoch zusammenstießen, fand das statt, was wir den „Asen-Wanen-Kampf" nennen, und wovon unsere Geschichte gleich berichten wird. Als wieder Friede herrschte, entwickelte sich durch die Vereinigung mehrerer gleichartiger Kulturgruppen im Gebiet um Jütland, den dänischen Inseln, Südschweden und Norddeutschland eine gemeinsame Sprache, die man als urgermanisch bezeichnet. Sie wurde allmählich zur Sprache aller germanischen Gruppen und damit zur kulturellen Grundlage eines germanischen Volkes nordischer und fälischer Rassezugehörigkeit.

Die erste „Lautverschiebung" dieser vorgermanischen Sprache fand um ungefähr 2000 v.Ztw. statt. Ein Beispiel: Der Name „Germanen" ist zwar wissenschaftlich noch nicht einwandfrei geklärt. Das Wort „Ger" hat aber ursprünglich „Har" bzw."Hall" geheißen, sodaß man eigentlich von „Hallmanen" sprechen müßte, was soviel wie „Meermänner" bedeuten würde. Die Germanen wohnten ja am Meere, weshalb die Römer die Nordsee das „Germanische Meer" (Mare Germanicum) nannten. Tacitus schreibt: „Die Stämme der Suionen sind außer durch Männer und Waffen durch ihre Flotten mächtig...", was auf Vertrautheit mit dem Wasser und dem Bootsbau hinweist.

Etwa um 2000 v.Ztw., dem Beginn der Bronzezeit, waren die Germanen so stark geworden, daß sie den ganzen mittel- und nordeuropäischen Raum einnahmen. Als die einzigen reinen Nachkommen der nordischen Indogermanen wundert es nicht, daß sie sich den umgebenden Völkern überlegen zeigten und immer wieder kulturelle Höchstleistungen hervorbrachten. So steht die erste Periode der germanischen Entwicklung, die Bronzezeit, unter den Zeichen der Reife zu ungeahnter Kulturblüte.

Der Asen-Wanen-Kampf

Bis jetzt haben wir eigentlich nur den vorgeschichtlichen Hintergrund erörtert für den Zeitraum vom Auftauchen der Cro-Magnon-Menschen bis zum Beginn der Bronzezeit. Außerdem haben wir von den kulturellen Äußerungen der entstandenen Völker gesprochen.

Um den Asen-Wanen-Kampf zu verstehen, müssen wir uns jetzt etwas näher mit den religiösen Vorstellungen zunächst der Großsteingräberleute und dann der Streitaxtleute befassen. Und danach mit dem Krieg der Streitaxtleute gegen die Großsteingräberleute und deren Nachkommen.

Erinnern wir uns:
Die älteste Verbreitung der Großsteingräber an der südschwedischen, dänischen und norddeutschen Küste zeigt uns das

Ursprungsgebiet dieser Kultur etwa um 4000 v.Ztw. Aus den Grabbeigaben schließen wir auf einen Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode. Diese Denkmäler für die Ewigkeit wurden den Toten aus Fürsorge und Ehrfurcht errichtet. Eine Trennung von Leib und Seele war damals zunächst unbekannt. Später bemerkte man aber, daß zwischen Körper und Seele unergründlich tiefe, von Geschlecht zu Geschlecht fortlebende Zusammenhänge bestehen. Weil man sich zunächst das Weiterleben nach dem Tode „körperlich" dachte, sorgte man liebevoll für die Toten, indem man ihnen ein unvergängliches Haus baute und sie mit Speise und Trank und allem versah, was sie nach dem Tode hätten benötigen können. Waren die Grabkammern zunächst noch recht klein, so wurden sie später zu gewaltigen Kammern, die nicht nur der Bestattung eines Einzelnen, sondern ganzer Sippen dienten. Diese waren jahrhundertelang im Gebrauch, auch noch, als schon längst keine neuen Hünengräber mehr errichtet wurden.

Von Zeit zu Zeit brannte man in den Grabkammern Feuer ab, und möglicherweise geht unsere Sitte, am Totensonntag Lichter auf die Gräber zu stellen, bis in diese Zeit zurück.

Bei späteren Gräbern finden sich Hinweise auf einen weiterentwickelten Jenseitsglauben, einen „Seelenglauben". So wurde das Grab jetzt mit einem Steinkranz umgeben, dem Bannkreis. Er begrenzte das Gebiet des Toten. Auf den Grabhügel oder daneben stellte man einen großen Steinpfeiler als Ruheplatz für die Seele, die man sich in Gestalt eines Vogels dachte. Aus diesen Seelensteinen hat sich unser heutiger Grabstein entwickelt.

Die Bestattungssitten veränderten sich im Laufe der Zeit. Am Ende der Steinzeit wurden nur noch kleine Steinkisten in niederen Grabhügeln gebaut. Der Gedanke des Fortlebens der Toten als Seelen machte nun die Errichtung der bisherigen großen Grabbauten unnötig. Häufig findet sich jetzt an der Rückwand der Steinkiste ein rundes Loch eingeschlagen, das „Seelenloch". Man dachte sich, daß zu ihm die Seele hinausflöge. Die in diesen Steinkisten begrabenen Männer tragen Waffen von allerbester Güte, die Frauen sind mit erlesenem Bernsteinschmuck geschmückt. Man kann vermuten, daß unsere Ahnen sich das Jenseits als ein in Kampf und Freude gesteigertes Dasein vorstellten. Das Totenreich wurde als Sonnenreich empfunden, Sonnenheiligtümer waren oftmals gleichzeitig Grabstätten.

Dieser Seelenglaube hatte den alten steinzeitlichen Glauben an das Weiterleben des toten Leichnams so weit schon überwunden, daß jetzt zum Beginn der Bronzezeit der Brauch der Totenverbrennung aufkam. Durch die Verbrennung wurde die Seele von den letzten Resten der Körperlichkeit befreit. Die Erhaltung des Leibes war jetzt, 2000 v.Ztw., unnötig geworden.

Auch Göttervorstellungen hatten die Megalithiker, die Großsteingräberleute, entwickelt. Sie waren bekanntlich Bauern, Viehzüchter, Fischer, Seefahrer, jedenfalls Seßhafte. Dementsprechend sahen auch ihre Glaubensvorstellungen aus: Fruchtbarkeit, Wachstum, Reife, Ernte spielten in ihrem Leben eine ganz wichtige Rolle. Die „Mutter Erde" war für sie von großer Bedeutung, hing doch alles Leben von ihr ab. Der Kult der „Großen Göttin" war ihre Entwicklung, in ihm drückten sie ihre Wünsche und Hoffnungen, aber auch ihre Dankbarkeit der Natur-Gottheit gegenüber aus. Da die Megalithkultur sich von Südschweden, die nordwesteuropäischen Küsten entlang bis nach Portugal ausdehnte, finden wir in diesem Gebiet Abbildungen der „Großen Göttin" in fast allen Formen.

Darüberhinaus war die Naturbeobachtung für das Dasein der Megalithiker von großer Bedeutung. Deshalb wird es erklärlich, daß manche der von ihnen errichteten Steinsetzungen wie z.B. Stonehenge eine astronomische Ausrichtung auf im Jahreslauf bedeutsame Punkte haben. Da sie vorwiegend an Meeresküsten lebten, gab es bei Ihnen auch entsprechende Meeresgötter und Wassergötter. Und selbst als ihre späteren Generationen keine Großsteingräber mehr bauten, hielten diese noch lange an den überkommenen Naturgöttern fest und enwickelten sie sogar weiter.

Die Wanen – Götter der Megalithiker

Wir haben mehrere Hinweise dafür, daß diese Naturgötter, denen hauptsächlich Fruchtbarkeitsmythen zugrunde liegen und die von den Großsteingräberleuten und deren Nachkommen verehrt wurden, diejenige Gruppe von Göttern ist, die in der Edda als „Wanen" bezeichnet werden, im Gegensatz zu den Göttern der Streitaxtleute, deren Göttervorstellungen als die „Asen" bezeichnet werden.

Von den Wanengöttern kennen wir nur wenige dem Namen nach: Njörd und/oder Nerthus, Freyr, Freyja und Ullr. Allem Anschein nach sind auch die Walküren, die Göttinnen des Kampfgeschicks und des Schlachtentods, ebenfalls Waninnen. Beginnen wir unsere Beschreibung der Wanengötter mit ihnen:

Hoch zu Roß reiten die Walküren über die Kampfstätte und erfüllen Walvaters Befehle: Binden und lösen Gefangene, bringen Sieg oder Niederlage, erwecken die gefallenen Helden durch ihren Kuß zum ewigen Leben und entrücken sie ins himmlische Asgard. Sie sind nicht nur gewaltige Kämpferinnen, sondern auch mitleidvolle Helferinnen. Ihr himmlisches Schloß heißt Wingolf, die „Freundschaftsburg". In Walhall gehen sie unbewaffnet und bringen den Einheriern den Met (Lebenstrank). Sie werden auch Walvaters Botinnen oder Töchter genannt. Sie sind den Nornen eng verwandt, denn auch sie sind Weberinnen des Schicksals – eine von ihnen heißt ebenfalls „Skuld", wie die jüngste der Schicksalsfrauen – und sie können sich in Schwäne verwandeln.

Wenn die Walküren ihre schimmernden Schwanenhemden anziehen, schwimmmen sie über die Wasser, fliegen sie in Schwanengestalt durch die Lüfte. Legen sie aber diese Gewänder ab, dann erscheinen sie als göttliche Jungfrauen, und wenn eine von ihnen, wie einst Brünhild, sich das Schwanenhemd rauben läßt, fällt sie in die Gewalt des Räubers. Die Walküren sind Vermittlerinnen zwischen der Götter- und Menschenwelt. Wir hören von drei oder sieben, doch meist von neun Walküren. Unter diesen werden in den Sagen namentlich Sigrun, Sighild, Siglind, Brünhild, Gunda, auch Thrud (Thors Tochter), und Hilde, das heißt Krieg, genannt. Nicht alle von ihnen sind göttlicher Herkunft, manche sind schöne und tapfere Königstöchter wie Brünhild und Sigrun, die Walvater zu sich erhoben hat.

Aus dem Bild der Walküren spricht zu uns die Heldenhaftigkeit der späteren germanischen Frau, die selbst in gefahrvollen Zeiten auf ihre Weise am Kampf der Männer teilnimmt. Es zeigt sich in diesen mythischen Gestalten auch die Hochachtung des germanischen Mannes vor der Frau - vornehmste Helden wie Sigurd, Helgi u.a. lieben eine Walküre. Schönheit, Weitsicht (prophetische Gabe) und Mut sind die Tugenden der germanischen Frau, die Walküren sind Versinnbildlichungen dieser Frauenideale.

Die ursprüngliche Wohnung der Wanen, jener geheimnisvollen, uralten Erd- und Wassergötter, ist „Wanaheim". Nach der Edda hat die Welt neun Reiche: drei unterirdische, drei irdische, drei himmlische. Im Innern der Erde verbergen sich Hels Reich, das Land des Eises und der Toten. Außerdem „Niflhel", der tiefste Abgrund, in dem die Verbrecher und Meineidigen, die Lügner, Volksverräter und Rasseschänder ihre Strafe erleiden. Sowie „Schwarzalfenheim", das Land der Schwarzelben, pechschwarzer, verwachsener Erdgeister, die so häßlich sind, daß es in der Edda heißt, es sei besser, sie nicht zu beschreiben.

Auf der Erde liegen das Menschenland „Midgard", dann „Riesenheim", das Land der Frost- und Reifriesen, und nahe dem Meere jenes „Wanaheim", das Reich der Wanen.

Im Himmel breiten sich aus das Feuerland „Muspelheim", „Lichtalfenheim" und „Asgard", das Land der Asen.

Vermutlich sind auch die Elben vorgermanische, wanische Wesen. Sie müssen einmal mächtiger gewesen sein, als sie später erscheinen, darauf deuten unsere Märchen hin. Wir haben nur wenige Hinweise in der Edda: "Elfenheim gaben dem Frey in Urtagen die Himmlischen als Zahngeschenk" (Lokis Zankreden 35). Frey nennt in „Skirnirs Fahrt" die Sonne „Elfenstrahl" (alfrothull) und klagt darüber, daß niemand „von den Asen und Elfen"

(asa ok alfa) ihm zu seiner Liebe verhelfe. Unter den in Ägirs Halle versammelten „Asen und Elfen“ werden zwei mit Namen genannt, Byggwir und sein Weib Beyla; beide dienen dem Frey (einem Wanen). In den „Sigrdrifa-Sprüchen“ 18 (Sigrdrifumal) wird von den Runen gesagt: Sie sind bei den Asen, sie sind bei den Elfen, einige sind bei den weisen Wanen, einige haben die irdischen Männer. Eine bedeutende Göttergestalt ist vielleicht elbischer Herkunft: Heimdall. Heimdall ist „hellhörig“, und er besitzt ein Nothorn, das Giallarhorn, das er bläst, wenn den Göttern Gefahr droht. Loki ist schwer einzuordnen: er brachte einst den Menschen das Feuer, die Lohe, wie sein Name sagt. Er wird als „das Böse an sich“ dargestellt und dem Reinsten, dem Baldur - einem Asen - gegenübergestellt.

In der deutschen Überlieferung waren die Elfen zunächst mit dämonischen Zügen behaftet, so daß die „Schwarzalben“ kennzeichnend für sie waren (vergl. „Alpdrücken“, Alp-Vorstellungen u.a.). Im 18. Jahrhundert aber wandelte sich die Vorstellung von ihnen in liebliche, vorwiegend weibliche Geister- und Zauberwesen. Dies wurde vor allem durch den Dichter Wieland, Shakespeares „Sommernachtstraum“ und das Märchen „Die Elfen“ von L. Tieck bewirkt, so daß die „Lichtalben“ heute unser Bild von ihnen prägen. Heutige Vorstellungen von den Elfen können wir auf Münzen sehen. Nicht etwa in der BRD, die vom Geist des Sinai durchdrungen ist und germanische Mythologie verachtet, sondern auf Münzen der Isle of Man. Die britische Künstlerin Cicely Mary Barker hat vier reizende Entwürfe von Elfen gefertigt, die verschiedene Silber- und Goldmünzen dieser alten, germanischen Insel schmücken.

Auf den frühesten südnorwegischen und südschwedischen Felszeichnungen, die noch vor Beginn der Bronzezeit angefertigt wurden, sieht man nicht nur Tiere und „Jagdzauber“, sondern auch Religiöses: Tänzer, Beter, Lurenbläser, symbolische Schlangen, Bäume, Fußspuren, Sonnenräder, Liebespaare, sehr viele Schiffe, Krieger mit Äxten, einen Riesen mit einem Speer. Diese Abbildungen zeigen sicherlich Kulthandlungen, Fruchtbarkeitskulte, wie sie die wanenverehrenden Megalithiker in Gebrauch hatten. Die Schiffe weisen auf den wanischen Meergott Njörd hin, wohl auch auf das Totenschiff. Die Fußabdrücke erinnern an die Sage von Skadi, der zweiten Frau von Njörd und vielleicht auch an den Urriesen Ymir. Die Krieger mit den Äxten, überhaupt das Axtzeichen, weisen aber auch auf Donar-Thor hin, den Hammergott bzw. Axtgott, und der Riese mit dem Speer würde gut zu Tyr passen. Von Odin-Wotan finden wir auf den frühesten Felsbildern keine Spur(!), erst die viel später entstandenen Bilder zeigen Götter, die man bestimmt den Asen zurechnen muß. Leider bleibt ein gewisses Maß an Unsicherheit, ob die frühesten Bilder von germanischen oder vorgermanischen Menschen (Megalithikern) in die Felsen eingeschliffen und eingemeißelt wurden.

Insgesamt gesehen sind die Wanengötter eine Gruppe ziemlich verwischter Gestalten im Gegensatz zu den Asen, die in der Edda recht deutlich beschrieben werden. Die Wanen sind in ihrem Wesen Fruchtbarkeitsgötter, die – wohl aus der mutterrechtlichen Verfassung heraus – die Geschwister kannten: „Bei ihnen ist es Brauch, daß Brüder ihre Schwestern heiraten“, berichtet uns Snorri Sturluson. So hatte der Meergott und König der Wanen, Njörd, mit der Erdgöttin Nerthus, seiner ersten Gemahlin und Schwester, zwei herrliche Kinder gezeugt: Freyr und Freya. Solche Ehen wurden bei den asenverehrenden Germanen als blutschänderisch gebrandmarkt. In der Edda finden wir auch einen Hinweis darauf: „Hör auf, Njörd! Den Übermut laß! Heute verhehl' ich's nicht: Mit deiner Schwester zeugtest du diesen Sohn (Freyr), wie es zu erwarten war“ (Lokis Zankreden 36).

Da Geschwisterehen bei den Germanen, außer in ganz seltenen Ausnahmefällen, z.B. aus dynastischen Erwägungen, völlig ausgeschlossen waren, hat man in diesen Wanen-Ehen eine Erinnerung an eine uralte Rechtsordnung zu sehen vermeint, die solche Ehen gestattete. Man glaubte nämlich, diese Rechtsordnung sei kennzeichnend für die vor-indogermanische Bevölkerung – eine nicht bewiesene Vermutung.

Die große Mutter

Eine wichtige Wanengöttin ist Nerthus, die Erdgöttin, die „große Mutter“. Noch heute reden wir von der „Mutter Natur“ oder „Mutter Erde“, aus deren Schoß wir stammen und zu der wir zurückkehren werden. Tacitus berichtet uns im 40. Kapitel seiner Germania :

„Die Reudinger, alsdann die Avionen, Angeln, Wariner, Eudosen, Svardonen und Nuitonen sind durch Flüsse und Wälder geschützt. Im einzelnen ist bei ihnen nichts Bemerkenswertes, außer, daß sie gemeinsam die Nerthus, d.h. die Mutter Erde verehren und glauben, sie kümmere sich um die Angelegenheiten der Menschen und komme zu den Völkern gefahren. Auf einer Insel des Ozeans ist ein heiliger Hain, in dem ein geweihter Wagen steht, der mit Tuch überdeckt ist. Nur dem Ältesten ist es erlaubt, ihn zu berühren. Er merkt es, wenn die Göttin im Heiligtum anwesend ist, spannt dann Kühe an den Wagen und geleitet die Göttin mit großer Ehrfurcht. Freudig sind jetzt die Tage, festlich geschmückt all die Orte, welche die Göttin ihrer Ankunft und ihres Besuchs würdigt. Man zieht nicht in den Krieg, greift nicht zu den Waffen. Weggeschlossen ist alles Eisen. Ruhe und Friede ist jetzt nur bekannt, jetzt nur geliebt, bis derselbe Älteste die Göttin, die des Verkehrs mit den Menschen müde ist, in das Heiligtum zurückbringt. Dann werden Fahrzeug und Decken und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See abgewaschen. Dabei dienen Sklaven, die sofort derselbe See verschlingt. Daher herrscht ein geheimes Grauen, ein heiliges Dunkel, was das für ein Wesen sei, das nur Todgeweihte sehen.“

Tacitus schildert uns die Frühlingsgottheit weiblich, als Göttin. In Skandinavien aber heißt diese Gottheit Njörd, und sie ist immer männlich. Dabei kann es wohl kein Zufall sein, daß ein wichtiges Heiligtum Njörds gerade auf einer kleinen Insel vor der norwegischen Westküste liegt (Njördarlög oder Tysnes, wie die Insel heute heißt, am Eingang des Hardangerfjords). Offenbar wurde Njörd in Skandinavien viel verehrt. So gibt es eine norwegische Eidesformel, in der es heißt: „So helfe mir Njörd und Freyr und der mächtige Ase (Odin)!“

Wenn wir auf einer Karte von Skandinavien die Orte einzeichnen, die nach Njörd, seinem Sohn Freyr und seiner Tochter Freya benannt sind, so finden wir 35 Orte, die nach Njörd benannt wurden. Nach Freyr wurden 54 benannt und nach Freya wurden 89 Orte benannt. Diese Orte liegen ausnahmslos im ehemaligen Megalithikergebiet, und ihre Lage zeigt deutlich die Ausbreitung des Wanenkults an. Nach den drei Wanen sind insgesamt mehr Orte benannt als nach allen Asengöttern zusammen (!), was die Bedeutung dieses Kultes nur unterstreicht.

Es ist eigenartig, daß neben Njörd eine „Schwester“ als seine Gemahlin erwähnt wird. Einige Gelehrte haben deshalb gemeint, Nerthus/Njörd sei ursprünglich ein zweigeschlechtliches Wesen gewesen. Die Gottheit, die über die Fruchtbarkeit herrscht, kann in der Tat beide Geschlechter in sich vereinigt haben, aber beweisbar ist das nicht. Möglicherweise gab es ursprünglich ein Geschwisterpaar Nerthus/Njörd (so wie später Freyr - Freyja), und die ursprünglich vorherrschende Verehrung des weiblichen Geschwisters verschwand zugunsten des männlichen.

Wahrscheinlich ist die Göttin Nerthus die ältere Gestalt. Sie dürfte wohl im norddeutschen Raum von den Megalithikern aus der „großen Mutter“, der Erdgöttin, entwickelt worden sein und wurde mit deren Vordringen nach Skandinavien zur männlichen Gottheit namens Njörd umgeformt, die eindeutig jüngeren Ursprungs ist.

Und in der Tat findet der eben erwähnte Brauch, die Göttin Nerthus von einem nicht genannten männlichen Begleiter, dem Ältesten, geleiten zu lassen, in Skandinavien seine Entsprechung. In Schweden wurde zur damaligen Zeit im Frühjahr ebenfalls ein Wagen durch die Lande gefahren, auf dem aber eine Statue des Gottes Freyr (Sohn Njörds), des eigentlichen „Schwedengottes“, von einer nicht genannten weiblichen Priesterin begleitet wurde. Wo dieses Gefährt hinkam, ehrten es die Leute mit Opferschmäusen, brachten reiche Geschenke, Gold, Silber,

schöne Gewänder und andere Kostbarkeiten.

Tacitus gibt sehr gut die Athmosphäre des Nerthus-Kultes in Germanien wieder: Begeisterung über die Ankunft der Göttin, welche das Wiederaufleben der Natur nach der Erstarrung des Winters ankündigt, Ehrfurcht vor der gewaltigen Macht, die dieses Wiederaufleben bewirkt.

Tacitus zählt sieben Völker auf, welche die Göttin Nerthus verehrten. Es sind dies die sogenannten „Nerthusvölker", die allesamt zu den Ingväonen (Nordgermanen) gehören. „Ing" ist aber nur ein anderer Name für Freyr, den Stammvater der Inglinge, von denen sich jahrhundertelang die schwedischen Könige herleiteten. Ing galt den Nerthusvölkern als Sohn des Mannus, was soviel wie „der Mensch an sich" oder „Urmensch" bedeutet. Er ist der Sohn von Tuisto, der aus der Erde geboren ist. „So singen sie in alten Liedern", sagt uns Tacitus. Dieser Mythus wurde lange Zeit nicht vergessen. Noch um 900 nach der Ztw. heißt es im altenglischen Runengedicht, „Ing ward zuerst unter den Ostdänen (Schweden) von den Männern gesehen, bis er darauf ostwärts über die Flut ging; der Wagen rollte nach."

Njörd

Befassen wir uns noch ein wenig mit Njörd, dem männlichen Gegenstück der Nerthus. Er gebietet dem Wind, dem Wetter und dem Feuer. Man ruft ihn an, um Reichtum, günstige Winde, Jagdbeute zu erhalten. Er wohnt im Himmel bei den Asen, obwohl er ein Wane ist, denn er ist eine der Geiseln, die Asen und Wanen am Ende des Asen-Wanen-Kampfes austauschten. Seine Wohnung heißt Noatun, was „Gehöft der Schiffe" bedeutet, denn er ist der Gott des Meeres, der Seefahrt und des Fischfangs. Mit Nerthus, seiner ersten Frau zeugte er zwei Kinder, Freyr und Freya, von denen wir noch hören werden. Nerthus mußte er verlassen, als er als Geisel nach Asgard ging, denn sie ist ja seine Schwester, und Geschwisterehen widersprechen dem Gesetz, das in Asgard gilt.

Seine zweite Frau war Skadi, die Tochter des Riesen Thjazi. Und das kam so:

Die Göttin Iduna ist bekanntlich die Hüterin der Äpfel, die den Asen die ewige Jugend erhalten. Loki lockte einst Iduna unter dem Vorwand, ihr noch kostbarere Äpfel zu zeigen, aus dem schützenden Asgard heraus. Dort wurde sie von dem Frostriesen Thjazi ergriffen und nach Jötunheim verschleppt. Den Asen bekam Idunas Verschwinden schlecht; ohne die lebenspendenden Äpfel wurden sie schnell grau und begannen zu altern. Sie zwangen daher Loki, Iduna zurückzuholen, was er mit Mühe zuwege brachte. Den Riesen Thjazi holten die Asen mit loderndem Feuer vom Himmel, als er in Adlergestalt Loki samt Iduna verfolgte. Seine Tochter Skadi kam daraufhin bewaffnet nach Asgard, um den Tod ihres Vaters zu rächen. Die Asen boten ihr einen Vergleich an. Sie könne in Asgard bleiben und sich einen der dort wohnenden Götter zum Manne nehmen, allerdings dürfe sie bei der Auswahl nur die Füße der Götter sehen. Skadi willigte ein, denn sie hatte ein Auge auf Balder geworfen, den schönsten der Götter. Da sah sie ein Paar ausnehmend schöner Mannesfüße und sagte: „Diesen wähle ich! An Balder wird nichts Häßliches sein." Es war aber Njörd aus Noatun. Und so wurde Skadi die Gattin Njörds. Diesen Mythus vom „Gott mit den schönen (großen?) Füßen" finden wir mehrfach auf den Felsbildern in Südschweden eingemeißelt.

Freyr. Bronzefigur aus Rälinge, Schweden

Njörds größte Lust ist es, dem Rauschen der Wogen und dem Gesang der Schwäne zuzuhören. Wenn Ägir, der wellenaufpeitschende Sturmwind, zu wild wird, dann genügt ein Wink des mächtigen Wanen, und die Fluten beruhigen sich. Njörd geht in meergrünem Gewande einher, Muscheln schmücken seinen Hut, seine schönen Füße aber, die ihm Skadi gewannen, läßt er unbedeckt.

Freudig führte Njörd die Gattin in sein Schloß am Meeresufer. Doch Skadi, die den Wald und die Berge, weißen Schnee und glitzerndes Eis, wilde Tiere, die Jagd und den Schneeschuhlauf liebt, wurde nicht froh in Noatun. Sie haßte das Geschrei der Meeresvögel und das Brausen der Brandung. Da schlug ihr Njörd vor, daß sie beide abwechselnd neun Tage in seinem Reich und neun Tage in den Bergen verbringen sollten. Aber auch er litt Skadis Heimat nicht, das Heulen der Wölfe war ihm zuwider. Darum trennten sich die Gatten. Später heiratete Skadi den ritterlichen Wanengott Ullr aus Eibental und genoß an seiner Seite die Freuden, die Winter und Berge schenken.

Wie erwähnt, sind die Wanen vorgermanische Götter. Durch Funde und Berichte wird uns deutlich gezeigt, daß der Gedanke der Fruchtbarkeit von Pflanzen, Tieren und Menschen in den Wanengöttern, zum Beispiel bei Freyr, Ausdruck in einer sehr eindeutigen sexuellen Symbolik findet. So wird Freyr's Statue in Upsalla als „cum ingenti priapo", mit aufgerichtetem Glied, beschrieben, also phallisch, wie die ältesten pfahlförmigen Götterfiguren und viele Felszeichnungen in Skandinavien ebenfalls zeigen.

Freyr

So wie Nerthus ein weibliches Gegenstück zu Njörd ist, so sehr gehören Freya und Freyr als Geschwisterpaar zusammen. Dies scheint ein sehr altes vorgermanisches Element zu sein, denn in der frühen griechischen Mythologie sind Kronos und Rhea auch gleichzeitig Geschwister und Gatten, ebenso wie Zeus und Hera.

Njörds Kinder Freyr und Freya kamen ebenfalls als Geiseln nach Asgard. Freyr ist wohl eine verjüngte Form von Njörd. Auch ihm wirft Loki in seiner Zankrede inzestuöse Beziehungen zu seiner Schwester vor. Aber genauso wie sein Vater, erhält auch Freyr nach seiner Schwester noch eine Riesentochter als Gattin zugewiesen, nur ist er es diesmal, der die Initiative ergreift. Das „Skirnirlied" erzählt, wie Freyr sich in die schöne Riesentochter Gerd verliebte, und wie sein Diener Skirnir eine Reise antrat und für ihn um die Geliebte warb.

Freyr scheint hauptsächlich mitten im Winter, nämlich in der Julzeit verehrt worden zu sein. Allerorten wurde ihm geopfert, um eine gute Ernte im folgenden Jahr zu erlangen. Freyr ist der Gott der Sonne und des himmlischen Lichtes. Sein Reittier ist Gullinbursti, der Eber mit den goldenen, weithin schimmernden Borsten, sein Fest das Julfest, die Wintersonnenwende. Lichtalfenheim, das Land der Lichtelben ist ihm untertan. Dieser menschenfreundliche Gott bringt die Wärme, die Fruchtbarkeit und den Frieden.

Eine angelsächsische Legende erzählt von Skeaf, der als schlafendes Kind in einem Boot an Schwedens Küste landete, von den Bewohnern als ein von Odin geschicktes Geschenk begrüßt und zum König gekrönt wurde. Als er nach einer gesegneten Regierungszeit starb, ward er, wie er sich das gewünscht hatte, wiederum in ein Schiff gelegt, das ihn in seine rätselhafte Heimat zurückbrachte. Dieser Skeaf und der Wanengott Freyr sind wohl ein und diesselbe Gestalt.

Die Edda singt im „Skirnirlied" von Freyrs Liebe zu Gerda. Eines Tages hatte sich der Sonnengott auf Odins Thron gesetzt, wurde aber für diese Überheblichkeit hart gestraft. Denn von dort erblickte er ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß Luft und Land vom Schimmer ihrer weißen Arme widerschienen und der Gott von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ergriffen wurde. Doch er fürchtete, daß er Gerda nie würde gewinnen können, weil sie die Tochter des Meeres- und Wolkenriesen Gymir war, eines hartherzigen und gewaltätigen Mannes. Darüber fiel er in Schwermut, und als sein Vater Njörd sah, daß Freyr vor lauter Kummer die Versammlung der Götter mied, sandte er Skirnir, Freyrs treuen Gefährten, aus, um nach dem Leid seines Sohnes zu forschen. Freyr gestand dem Freund seine Liebe. Da bat Skirnir den Gott um sein Roß und sein Schwert und zog aus, um Gerda zu werben. Aber das Haus, in dem Gerda wohnte, umzüngelte die Waberlohe, jedoch Freyrs Roß trug Skirnir durch die Flammen hindurch. Ein Donnerschlag dröhnte, das ganze Gebäude erbebte, als der Götterbote zu Gerda eintrat, doch er warb vergeblich um sie. Weder mit elf goldenen Äpfeln, noch mit dem herrlichen Odinsring Draupnir konnte er sie gewin-

nen. Erst als er drohte, ihren Vater zu töten und ihr selbst durch einen gewaltigen und furchtbaren Zauberfluch alles Lebensglück zu nehmen, fügte sich die Widerspenstige. Nach neun Nächten, so versprach sie dem Skirnir, wolle sie im Haine Barri, den noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, des Gottes warten. Endlos lang schienen Freyr diese neun Nächte, aber als sie vorüber waren, gewann er Gerda.

Doch sein Schwert erhielt er von Skirnir nicht zurück, und darum wird dem Friedensgott am Tage der Götterdämmerung seine Waffe fehlen!

Silberanhänger aus Schweden. Walküre, die ein Trinkhorn darbietet, 6. Jh.

Freya - Frigga - Syr - Menglöd

Freya, die Tochter Njörds, wurde, obgleich Wanin, im Glauben vieler germanischer Völker mit der himmlischen, asischen Frigga zu ein und derselben Gestalt verschmolzen. Sie erscheint uns unter mancherlei verschiedenen Namen. Ihr Urwesen aber ist das einer Erdgöttin, die mit dem Himmelsgott Odin vermählt die Welt lenkt, und wohl erst in späteren Zeiten hat man in ihr eine jungfräuliche Gottheit der Liebe und des Frühlings gesehen. In einer alten Sage heißt diese Göttin Syr, und es wird von ihr erzählt, sie habe keinem Mann ins Angesicht schauen wollen und sich selbst geschworen, nur dem ihre Hand zu geben, der sie dazu bewegen könne, ihre Augen zu ihm aufzuheben. Der weise Odur aber, hinter dem sich vielleicht kein Geringerer als Odin selbst verbarg, liebte Syr. Ein Riese raubte sie, Odur befreite das Mädchen, doch vergebens bat er um einen Dankesblick von ihr. Die Göttin geriet in die Gefangenschaft eines alten Waldweibes, dessen Ziegen sie hüten mußte: wieder erlöste sie Odur, und wiederum verweigerte sie ihm einen freundlichen Blick. Da verließ er die Spröde. Das gefiel ihr aber garnicht. Halbnackt und hungrig kam sie zu dem Haus, in dem Odurs Mutter wohnte, und bat um Aufnahme. Die Mutter sah wohl, daß diese Bettlerin keine Geringgeborene war, und ließ sie ein. Bald kam Odur und traf alle Vorbereitungen für ein Hochzeitsfest, das er aber mit einer anderen Frau feiern wollte, doch nur zum Schein. Bei dem Fest mußte dann Syr eine Fackel tragen. Dabei bemerkte sie nicht, daß die Fackel heruntergebrannt war und ihr die Hand zu verbrennen drohte. Odur aber bat das Mädchen, sie möge ihre Hand schonen. Da blickte Syr endlich zu ihm auf, wurde seine Gattin und ...

Der Rest der Sage ist uns nicht erhalten. Es scheint, daß Odur seine Frau eines Tages verließ, ohne zu sagen, wohin er gehe, und daß sie lange um ihn geweint hat. Sie machte sich schließlich auf die Suche nach ihm und fand ihn in einem fernen südlichen Land wieder. Als die Blumen blühten und die Vögel sangen, kehrte sie mit ihm in die nordische Heimat zurück, als eine Göttin des wiederkehrenden Frühlings.

Man kann das vermuten, weil in der Edda eine ähnliche Sage zu lesen ist von der Heimkehr aus der Fremde. Da heißt Freya nicht Syr, sondern Menglöd, ihr Geliebter ist Swipdagr, der Tagförderer. Menglöd erwartet ihren Bräutigam in einem Schloß, das von grimmigen Hunden bewacht wird und von Waberlohe umgeben ist. Da gewahrt ihr Wächter Fjölsvidr, der Vielwisser, einen Fremdling, der sich der Burg nähert, und befiehlt ihm, sich zu entfernen. Doch der Wanderer fragt kühn, wie er in die Burg gelangen könne. „Die öffnet sich nur für Swipdagr, den erwarteten Bräutigam", erwidert Fjölsvidr. Da gibt sich der Wanderer als der Erwartete zu erkennen. Freudig nimmt Menglöd ihn auf, und von nun an werden sich die Liebenden nie mehr trennen.

Die Asen

Obwohl die Streitaxtleute in ihrer Lebensweise und in ihrem kulturellen Ausdruck sehr viele Ähnlichkeiten mit den fälischen Großsteingräberleuten zeigten, hatten sie einen anderen Götterhimmel als die Megalithiker entwickelt. Ihre Götter, die in der Edda die „Asen" genannt werden, können hier nicht ausführlich beschrieben werden, das gewaltige Gedankengebäude, das dieser Teil unserer Vorfahren errichtete, würde ganze Bände füllen. Um aber die Unterschiede zu den Wanengöttern aufzuzeigen, seien hier zusammenfassend einige Grundzüge des Asen - Glaubens beschrieben:

Ein ewig Weltbewegendes, das vor der Schöpfung da war und nach der Götterdämmerung noch da sein wird, das manchmal „Allvater" heißt, doch eigentlich namenlos ist, von namenloser Größe ist, läßt sich zwar nicht völlig erfassen, aber doch ahnend „schauen". Dieses erste Bewegende ließ die Welt aus dem Nichts werden und gab ihr ein Schicksal, das den Nornen bekannt ist. Es setzte auch die Götter ein. Diese leben zuerst in der Ur-Unschuld. Sie schaffen die Menschen, doch sind sie selbst von menschlicher Art, somit ein Traum des Menschen über seine eigene Begrenzung hinaus. Sie üben die ewige Gerechtigkeit. Sie leben in einem himmlischen Glück, das auch jenen Sterblichen zuteil wird, die es erkämpft und damit verdient haben. Es gibt in der Weltordnung eine Unterwelt, in der die Ruhmlosen zu Schatten verblassen, die Bösen gestraft werden. Die Götter selbst gehen unter im Götterdämmerungskampf. Doch dieser bringt keine Vernichtung, sondern Erneuerung. So rundet sich der Schicksalskreislauf.

Unter den Göttern ist einer der größte: Odin (Wotan). Er weiß unendlich viel, doch nicht alles. In seinem stetigen Suchen nach Wahrheit ist der mächtigste auch der menschlichste der Götter. Er wird Heerführer im letzten Kampf. Er ist Erfinder der Dichtkunst und wird zum Seher, der das eigene Ende schaut. Dieser sterblich-unsterbliche Held der Krieger und Dichter ist umgeben von anderen Gewaltigen, in deren Wesen sich die Schöpfung vielfach spiegelt. Neben Thor, dem Vorbild des kämpfenden Mannes, oder Freya, der Ur- und Erdmutter, stehen Loki, der An-sich-Böse, Baldur, der An-sich-Reine, Bragi, der Sänger, Forseti, der Richter, Heimdall, der Wächter, Hermodur, der Götterbote und Hödur, der Blinde. Neben verkörperten Gedanken, wie es die Raben Hugin und Munin, das heißt Rat und Gedächtnis, sind, leben Wassermädchen und Steinriesen. So gibt es, ähnlich wie in der griechischen Mythologie, Seelenwesen und Naturgeschöpfe, und es entsteht jenes vielgestaltige Bild göttlichen Lebens, das sich wie sein irdisches Spiegelbild in keine Formel fassen läßt.

Zwölf strahlende Schlösser haben sich die Asen in Asgard erbaut, eines für jeden der großen Götter. Das schönste darunter heißt Gladsheim, das Glänzende. Gewaltige Speerschäfte bilden die Dachsparren dieses Schlosses. Es ist mit Schilden gedeckt, und sein Inneres schmücken kunstvolle Waffen. In der Halle stehen zwölf goldene Hochsitze. Dieses Schloß heißt auch Walhall, das heißt „Halle der Erwählten", denn dort versammelt Odin alle Helden, die ruhmvoll gefallen sind: Die Einherier. Durch den Kuß der Walküren wurden sie zum ewigen Leben wiedererweckt. Von Frigga selbst mit dem Willkommenstrunk empfangen, wird die andere Hälfte der Helden, die im Kampf gefallen sind, in ihr Schloß Folkwang geleitet. Thor lebt in seiner Burg Thrudheim, das Vaterland der Kraft. Auch in Asgards Gefilden üben sich die Helden täglich im Kampf, denn der Tag der Götterdämmerung wird kommen, an dem die Asen aller Streiter bedürfen. An jedem Morgen ziehen sie zum Gefecht aus und lassen nicht ab, bis ein jeder von ihnen tödlich verwundet ist. Dann aber erwachen sie zu neuem Leben und versammeln sich zu frohem Mahl in den festlichen Himmelshallen.

Das göttliche Sein und Werden wird ergänzt durch die Heldensagen. Der nie ganz gelöste Zusammenhang zwischen Götter- und Menschenwelt lehrt den Germanen, beide Welten besser zu verstehen. Berichtet wird von den Tugenden, von Treue und Tapferkeit, durch die Helden und Heldinnen Unsterblichkeit gewinnen, freilich auch von Verbrechern und Rachetaten, die sich durch ihre ungeheuerliche Unmenschlichkeit dem Gedächtnis der Menschen einprägten. Wundervolle Werbungssagen erzählen von leidenschaftlicher Liebe, und oft findet solche Liebe himmlischen Lohn. Es gibt im Glauben der Germanen einen Ort, an dem Lie-

bende, die das Leben getrennt hat, ein ewiges Glück finden.

So ungefähr läßt sich in großen Zügen das Bild des Asen-Glaubens umreißen, einer Religion, in der die Natur und das Menschliche vergöttlicht werden und die ewigen Fragen nach Anfang und Ende, nach Recht und Unrecht, nach Tod und Unsterblichkeit zu beantworten versucht werden. Im Gegensatz zum Wanenkult, der mehr das Handgreifliche, Sichtbare und Erlebbare zum Gegenstand seines Glaubens hat, findet im Asenglauben eine vorwiegend geistige Auseinandersetzung mit den uns umgebenden Mächten statt.

Der Krieg

Zwischen Asen und Wanen hatte einmal ein Krieg gewütet, der Asen-Wanen-Kampf, von dem manche sagen, daß wir weder den Anlaß noch den Verlauf kennen. Es gibt aber in der Edda einen Hinweis, wie der Krieg entstanden ist. In „Der Seherin Gesicht", 15, heißt es:

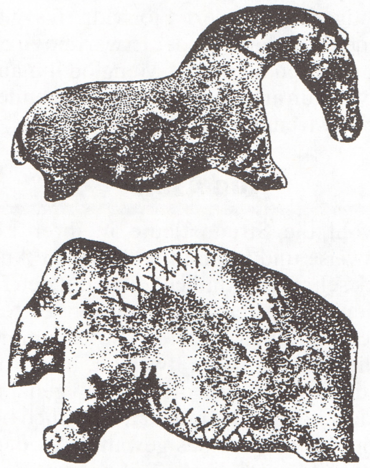
„Da kam zuerst Krieg in die Welt, als Götter Gullweig mit Geren stießen und in Heervaters Halle brannten, dreimal brannten die dreimal Geborne". Und in 18 heißt es: „Den Ger warf Odin ins Gegnerheer, der erste Krieg kam in die Welt; es brach der Bordwall der Burg der Asen, es stampften Wanen streitkühn die Flur". Was will uns das sagen?

Betrachten wir zuerst die historischen Tatsachen, dann die mythologische Umsetzung:

Wie dargestellt, führte bei den Streitaxtleuten die wachsende Bevölkerungszahl, aber auch die der nordischen Rasse angeborene Unternehmungslust im Laufe der folgenden Jahrhunderte zu einer immer größeren Ausbreitung dieses Volkes in alle Richtungen. Das ergab zwangsläufig Zusammenstöße mit der in den eroberten Gebieten ansässigen Urbevölkerung. Nach Süden und Südwesten hin war das kein Problem, die hier wohnenden Vor-Kelten wurden unterworfen oder vertrieben. Als die Streitaxtleute aber entlang der Elbe nach Norden und Nordwesten, in die Gebiete der Großsteingräberleute bzw. deren Nachkommen vorstießen, ergaben sich ungeahnte Schwierigkeiten, denn hier fanden die vordringenden Streitaxtleute eine Bevölkerung fälischer Rasse, die ihnen mindestens gewachsen, teilweise sogar überlegen war. Dem schweren fälischen Typus ist die Bodenständigkeit, das zähe Festhalten am einmal als richtig Erkannten zu eigen. Außerdem besitzt er ein beachtliches Durchsetzungsvermögen, und seine Körperkräfte sind beeindruckend. Das waren zwar keine unüberwindlichen, aber doch erhebliche Hindernisse für die leichteren, wendigeren Eroberer nordischen Rassetyps. Eine lange Zeit kriegerischer Auseinandersetzungen begann. Zimperlich war man nicht eben. Aus Bodenfunden wissen wir, daß dort, wo die Nordischen erfolgreich waren, sie z.B. die noch in Gebrauch befindlichen Großsteingräber einfach übernahmen, die Bestatteten hinauswarfen und nun ihre eigenen Toten in den Hünengräbern begruben.

Waren die Kämpfe zunächst auch sehr heftig, so erkannten beide Parteien doch allmählich, daß sie einander ebenbürtig waren, und es sich in Frieden miteinander wohl besser leben ließ. Ein Friedensvertrag wurde geschlossen und, wie nach damaliger Sitte üblich, Geiseln ausgetauscht. Wir sehen in den Funden deshalb auch die gegenseitige friedliche Durchdringung.

Das Kriegsende führte aber auch zu einer geistigen Annäherung: Die wanenverehrenden Großsteingräberleute erkannten, daß der kriegerische Asenkult der Streitaxtleute diesen manchen Sieg gebracht hatte. Andererseits müssen die asenverehrenden Streitaxtleute bemerkt haben, daß die wanischen Naturgötter der Großsteingräberleute garnicht in so großem



Aus Elfenbein geschnitztes Pferd und Mammut (tatsächliche Größe), Vogelherd, Deutschland.

Gegensatz zu ihren eigenen Anschauungen standen und für Ackerbau und Seefahrt Hilfe bringen konnten. Die Unterschiedlichkeit der religiösen Vorstellungen konnte also überwunden werden. Die Wanen, Toten- und Fruchtbarkeitsgötter der Megalithiker, söhnten sich durch den Friedensschluß mit den Asen aus und wurden nun von der Bevölkerung gemeinsam verehrt. In der Mythologie nahmen nun die Wanen am Opferschmaus der Asen mit teil, denn sie waren den Asen jetzt gleichgestellt. Für die Menschen bedeutete das, daß sie ohne Bedenken, je nach persönlicher Veranlagung mehr die lebensvollen Wanen verehren, oder sich mehr den durchgeistigten Asengöttern zuwenden konnten. Auch die Götter selbst veränderten sich etwas: So waren z.B. die Asen Odin und Thor bisher immer nur als Himmelsgötter aufgetreten. Jetzt wurden sie im Gegenzug auch als „Totenseelen, die mit den Winden die Lüfte durcheilen", bezeichnet. Die Verschmelzung wanischer und asischer Vorstellungen mag darin sichtbar werden, bei der die vergöttlichten Ahnen der Großsteingräberleute sich mit den himmlischen Gottheiten der Streitaxtleute vereint hatten. Statt zweier unterschiedlicher Kulte, des wanischen Fruchtbarkeitsmythus der Megalithiker und des mehr kriegerischen Asenkultes der Streitaxtleute, gab es nun eine gemeinsame Religion, in der Wanen und Asen gleichhoch geachtet und verehrt wurden. Das Fortwirken von Teilen der alten megalithischen Totenverehrung manifestierte sich in der folgenden Bronzezeit in gewaltigen Grabhügeln, der sorgfältigen Beisetzung in Baumsärgen, und den wertvollen Grabbeigaben. Häufig wurden auch in den Hügeln der alten Megalithgräber Nachbestattungen vorgenommen. Die Macht der wanischen Erdmutter, der „Großen Mutter der Lebenden und Abgeschiedenen", war auch in der Bronzezeit trotz der vorherrschenden Sonnenverehrung nicht erloschen. In einem Grabhügel aus dieser Zeit bei Beldorf im Kreis Rendsdorf kam ein aufrecht gestellter Menhir zutage, auf dem unverkennbar das Gesicht der großen Göttin zu sehen ist. Davor lag eine Platte, auf der Näpfchen und eine Fußsohlenform eingearbeitet sind, gleich einem Altarstein. So thronte die Erdgöttin, auch Dolmengöttin genannt, umgeben von heiligen Zeichen auch damals noch unter der Erde in geheimnisvoller Verborgenheit.

Nach dem Krieg der asenverehrenden Streitaxtleute mit den wanenverehrenden Nachkommen der Megalithiker wurde der gemeinsame Friedensschluß zur Befestigung seiner Dauerhaftigkeit fortlaufend mythologisch verarbeitet.

Der Kriegsbeginn wurde so gedeutet: Am Ende des von Wohlstand gezeichneten Zeitalters, in dem die wanenverehrenden Megalithiker sich an Nord-und Ostsee ausgebreitet hatten, kamen aus Riesenheim drohend die Nornen zu den Wanen. Sie kündigten den bevorstehenden Zusammenstoß mit den asenverehrenden Streitaxtleuten an. Die Wanen schickten zu den Asen eine Botin, eine wanische Zauberin namens Gullweig, was die „Macht des Goldes" bedeutet. Durch sie kam die Gier nach Gold in die Welt. Gullweig bot sich den Asen als Besitz an, wenn sie von dem Krieg gegen die Wanen abließen. Hochmütig lehnten die Asen ab, aber ihre Gier nach Gold war geweckt. Sie wollten von Gullweig wissen, was es mit den sagenhaften Goldschätzen der Wanen auf sich habe und wo diese zu holen seien. Gullweig verriet es aber nicht. Daraufhin durchbohrten sie die Zauberin mit ihren Speeren und verbrannten sie. Das taten sie dreimal, jedoch Gullweig und die „Gier nach Gold" sind unsterblich, und daher werden sie jedesmal wieder neu geboren.

Mit Gullweig war noch eine andere Zauberin zu den Asen gekommen. Es war Heid, die „Habsucht". Von ihr heißt es in Strophe 16:

„Man hieß sie Heid, wo ins Haus sie kam, das durchtriebene Weib. Sie wußte Künste, sie behexte Kluge und Toren. Immer verehrt wurde sie von argen Frauen."

Und da nun die Asen nach den unermeßlichen Schätzen der Wanen gelüstete,

überfielen sie diesen Götterstamm. Das war der erste Krieg. Die Wanen gewannen jedoch die Oberhand und drangen in Asgard ein. „Es barst der Wall der Asenburg". Mit Mühe konnten die Asen sich gerade halten. Unentschieden.

Ein ewiger Friede wurde nun geschlossen. Asen und Wanen räumten sich gegenseitig gleiches Recht und gleiche Macht ein und schufen zum Zeichen dessen den weisen Zwerg Kwasir. Dann tauschten sie Geißeln aus. Die Wanen erhielten den allwissenden Riesen Mimir und Odins Bruder namens Hönir zum Unterpfand der Friedenstreue. Die Asen erhielten den Meeresgott Njörd und dessen beide Kinder, den leuchtenden Freyr und seine Schwester Freya, eine Göttin der Erde, deren Gestalt im Glauben späterer Geschlechter mit der himmlischen Frigga oder Freya, Odins Gattin, verbunden worden ist. Die Wanen gelangten unter den Asen zu hohem Ansehen und wurden ihnen völlig gleichgeachtet.

Die Wanen bekamen, wie erwähnt, von den Asen den Hönir und den Mimir. Die Wanen machten sogar Hönir, seiner Schönheit, seiner Macht und seiner vermeintlichen Weisheit wegen, zu ihrem König, bis sie entdeckten, daß seine weisen Entscheide bloß auf Mimirs Ratschläge zurückzuführen waren. Erbost töteten sie Mimir und sandten seinen Kopf an ihren Vertragspartner Odin, der ihn weiterhin als Erkenntnisquelle benutzte.

Der Friede

Snorri Sturlusson berichtet: Die Asen und die Wanen schlossen Frieden und zwar in folgender Weise: Sie spuckten alle der Reihe nach in ein Faß. Damit dieses Zeichen des Friedens nicht mehr verloren gehe, bildeten sie daraus ein zwergenhaftes Wesen, das sie Kwasir nannten. Dieser Kwasir war sehr weise, und er teilte den Menschen sein Wissen mit. Zwei böse Zwerge aber, Fjalar und Galar, ermordeten ihn und fingen sein Blut in zwei Fässern und einem Kessel auf; dieser Kessel hieß Odrörir, ein Name, der zum richtigen Verständnis des Mythus von Bedeutung ist, denn er bedeutet tatsächlich „der das Gemüt bewegt"; ein sehr geeigneter Name für ein Getränk, das in einen Zustand der Euphorie versetzt.

Die Zwerge vermischten Kwasirs Blut mit Honig und erhielten so eine Art Met; jeder der von diesem Met trinkt, wird entweder ein Skalde (Sänger) oder ein Gelehrter. Dann begingen die Zwerge ein weiteres Verbrechen. Sie töteten den Riesen Gilling, danach auch seine Frau, die laut über den toten Gatten klagte, weil sie deren Jammern nicht hören mochten. Gillings Sohn Suttung aber rächte den Vater und zwang die beiden, ihm den kostbaren Weisheitstrank als Wergeld abzutreten. Suttung versteckte den Trank an einem Ort namens Hnitbjörg und beauftragte seine Tochter Gunnlöd, darüber zu wachen. Odin, fast allwissend, erfuhr davon, und nach Anwendung mehrerer Listen gelang es ihm, bis zu Gunnlöd vorzudringen. Er verbrachte drei Nächte bei ihr, wonach sie ihm gestattete, dreimal einen Mund voll Met zu trinken. Er aber leerte mit jedem Zug eins der drei Fässer, verwandelte sich dann in einen Adler und flog mit seiner Beute fort. So gelangten die Asen in den Besitz dieses begeisternden Wundertranks. Und darum heißt die Dichtkunst auch „Odins Fund", „Odins Fang", „Odins Gabe" oder auch „der Asen Trank". Soweit die Edda.

Wann hat der Asen-Wanen-Kampf stattgefunden?

Über den Zeitpunkt des Asen-Wanen-Kampfes gibt es mehrere Theorien. Fangen wir mit der ausgefallensten an. Demnach soll der Asen-Wanen-Kampf noch „täglich" stattfinden und zwar in uns selbst. Er soll nichts anderes sein, als der Kampf unserer animalischen Triebe mit unserem Geist, unserem Verstand. Diese Auffassung wurde Anfang dieses Jahrhunderts veröffentlicht, zu einer Zeit, als die Psychoanalyse groß in Mode war, und sie ist sicherlich von daher zu erklären. Nun ja - die Psychologen liefern gelegentlich Unterhaltsames.

Auch die Auffassung, der Asen-Wanen-Kampf habe etwa um 800 bis 1000 nach der Zeitwende, kurz vor der gewaltsamen christlichen Missionierung, zur Hochblüte germanischen Glaubenslebens, gewissermaßen als dichterisches Ereignis bar jedes historischen Hintergrunds stattgefunden, ist nicht haltbar. Aus den entsprechenden Stellen der Edda geht eindeutig hervor, daß der Krieg tatsächlich stattfand, und zwar schon sehr lange zurückliegend.

Die „Venus von Laussel" – eins von zwei zusammengehörigen Kalksteinreliefs – Symbol der Fruchtbarkeit und Mutterschaft

In sehr alter Zeit muß also der Asen-Wanen-Kampf stattgefunden haben. Dafür gibt es Hinweise nicht nur aus der Mythologie, sondern auch aus der Kulturgeschichte und vor allem aus der Archäologie:

Die Verwendung von Speichel als Bestandteil des Göttertranks ist zweifellos ein uraltes kulturelles Motiv. Nur auf noch recht niedrigen Zivilisationsstufen wurde Speichel als fermenthaltiger und somit gärungauslösender Stoff verwendet, und dies ist wohl die Erklärung für das sonst unverständliche „Speien" der Asen und Wanen. Es ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß der Asen-Wanen-Kampf in grauester Vorzeit stattgefunden haben muß, als nämlich das Speien in einen Kessel zur Auslösung der Gärungsvorgänge noch bekannt und wohl auch üblich war, während es im Mittelalter nicht mehr in Gebrauch war.

Auch der altnordische Name Kwasir kann zur ungefähren zeitlichen Bestimmung herangezogen werden. Er erinnert an ein gegorenes Getränk bei anderen Indogermanen, den Slawen, das dort „Kwass" heißt. Dieses Wort muß also bereits zu vorgermanischer Zeit, vor 2000 v.Ztw., gebräuchlich gewesen sein.

Ferner kann die Sprachforschung einen Beitrag zum Asen-Wanen-Kampf leisten. Einige Forscher behaupten, daß die Großsteingräberleute den Indogermanen nicht zugerechnet werden dürfen. Bekanntlich waren sie mit der Seefahrt bestens vertraut und hatten natürlich für die mit der Seefahrt zusammenhängenden Dinge feste Begriffe und Wörter. Die Streitaxtleute dagegen kamen aus dem Binnnenland, Begriffe und Worte für Dinge der Seefahrt hatten sie nicht, da sie ja keine Seefahrt betrieben. Da sich nun aus dem Indogermanischen keinerlei Ausdrücke, die mit der Seefahrt zusammenhängen, ableiten lassen, nehmen manche Forscher an, daß nur die Streitaxtleute als Indogermanen angesehen werden dürfen, die Großsteingräberleute hingegen nicht. Nach dem Ende des Asen-Wanen-Kampfes übernahmen die Streitaxtleute sehr schnell die von den Großsteingräberleuten verwendeten Seefahrtsbegriffe in ihre Sprache. Das ist ab etwa 2000 v.Ztw. nachweisbar.

Die Vorgeschichtsforschung schließlich kann uns den in Betracht kommenden Zeitraum des Asen-Wanen-Kampfes mit großer Sicherheit angeben. Wie dargestellt, handelte es sich um den Zusammenprall zweier im „Nordischen Kreis" lebenden Kulturen. Den Bodenfunden nach drangen etwa gegen 2500 v.Ztw. entlang der Elbe die kriegstüchtigen Streitaxtleute in immer größerer Zahl in die Gebiete der friedlichen Großsteingräberleute an den Meeresküsten vor. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden ist archäologisch in Holstein am besten zu erkennen: Zerstörung der Totenhäuser und Belegung derselben mit den eigenen Verstorbenen, Verdrängung der Bevölkerung und Unterjochung der Zurückbleibenden. Die eingefallenen Streitaxtleute durchdrangen allmählich einen größeren Teil des „Nordischen Kreises". Die anfangs kriegerischen Auseinandersetzungen wichen später einem friedlichen Zusammenleben beider Völker. Aus ihrer Verschmelzung ging ein neues Volk hervor - die Germanen. Der „Nordische Kreis" erlebte nun 3000 Jahre lang, bis zum Vordringen des jüdischen Christentums, keinen Einbruch einer fremden Kultur mehr, der seine Eigenart umgewandelt hätte. Er breitete sich im Gegenteil, nachdem er zu seinem völligen inneren Ausgleich während der Bronzezeit gelangt war, bald kräftig aus.

Erst in unserer Zeit, unter Regierungen, die teils wissentlich, teils aus Ahnungslosigkeit unser Erbe verraten, strömen Völ-

ker aus aller Welt in diesen „Nordischen Kreis“, was dessen Zerstörung bedeuten wird - wenn wir uns nicht mit aller Macht dagegen wehren!

Was kann der Asen-Wanen-Kampf uns heutigen Menschen sagen?

Die Beschäftigung mit diesem so weit zurück liegenden Ereignis erschließt uns nicht nur verschiedene Blickwinkel unserer Herkunft, beginnend mit den ersten Spuren unserer Menschenart, sondern auch unserer Geschichte, Mythologie und Religion. Für unsere Gegenwart beispielhaft könnte die Art und Weise sein, wie unsere Ahnen den Krieg beendeten. Als sie erkannten, daß sie einander ebenbürtig waren, schlossen sie Frieden. In die jüngste Vergangenheit übersetzt heißt das z.B.: Auch zwischen England und Deutschland, zwei ebenbürtigen Völkern, wäre im 2. Weltkrieg ein Friede möglich gewesen, wenn nicht in unseren Lebensraum eingedrungene Orientalen alles daran gesetzt hätten, dies zu verhindern. Da hatten es unsere Ahnen einfacher. Fremdlinge wurden der Zersetzung wegen, die allein von ihrem Vorhandensein ausgeht, instinktiv nicht in den eigenen Reihen geduldet. Friede ist unter ebenbürtigen Gegnern immer möglich, wenn diese nicht von Dritten gegeneinander gehetzt werden.

Auch zwei verschiedene Religionen können durchaus nebeneinander bestehen, ja sogar zu einer einzigen verschmelzen, wenn sie sich in den Grundprinzipien nicht widersprechen, und wenn sie sich gegenseitig achten können. Zur Zeit des Asen-Wanen-Kampfes trafen diese Voraussetzungen zu, heute ist das ganz anders. Derzeit haben wir es in unserem eigenen Land mit dem Islam, der mosaischen Religion und dem davon abstammenden Christentum zu tun. Alle drei erheben einen Ausschließlichkeitsanspruch, den das Heidentum von seinem Wesen her nicht erhebt. Alle drei behaupten, „alleinseeligmachend“ für alle Völker der Welt zu sein. Man könnte darüber lachen, wenn nicht alle drei ihre Vorstellungen allen Menschen dieser Erde aufzwingen wollten. Für den Muslim sind die Ungläubigen „Hunde“, die bei Weigerung der Annahme des Islam ohne weiteres getötet werden dürfen. In einem „heiligen Krieg“ wollen die Fundamentalisten unter ihnen den Willen ihres Gottes, den natürlich nur sie kennen, durchsetzen.

Die blutigen Ausrottungsfeldzüge der Juden lassen sich im „heiligen Buch“ der Hebräer nachlesen. Da werden von König David ohne mit der Wimper zu zucken die Heiden lebend unter Sägen gelegt und zerstückelt, Männer, Frauen und Kinder in Ziegelöfen lebendig verbrannt und dergleichen mehr (2.Samuel 31). Ihr Gott, der gleiche Jehova, den die Christen anbeten, befiehlt ihnen an vielen Stellen ihres „heiligen“ Buches, mißliebige andere Völker auszurotten, was sie bedenkenlos auch tun. Aus diesem Geist heraus erklärt sich heute die unmenschliche Behandlung der Palästinenser. Anderen Menschen soll ihre Identität genommen werden. Einfältige unter uns unterstützen sie dabei.

Das Christentum ist ebenfalls mit unvergleichlicher Brutaltät durch Ströme von Blut gegangen, um seine primitive und den Leistungsmenschen unserer Art entwürdigende „Religion der Liebe“ den Völkern gewaltsam aufzuzwingen. Jetzt endlich erhält es die verdiente Quittung. Niemand aber sollte meinen, diese Religion könnte leicht überwunden werden. Denn ihr Fundament ist die Dummheit, was die Kirchenväter, oberste Instanzen immerhin, ausdrücklich bestätigen, und es wird noch lange dauern, bis alle unsere Menschen so aufgeklärt sind, daß sie diesem Unsinn nicht weiter nachlaufen.

Die drei genannten Religionen sind für uns nicht Gegner mit denen man sich versöhnen könnte. Sie sind für uns Feinde! Jeder Heide sollte sich das einprägen! Kompromisse mit diesen Feinden gibt es nicht, es darf sie nicht geben, wenn wir unsere eigene Identität behalten wollen! Feinden gegenüber kann man sich, wenn man tüchtig ist und etwas Glück hat, einen wie auch immer gearteten „Freiraum“ erkämpfen. Wer aber mit Feinden wie diesen sich einigen will, verrät. Eine Einigung, gar eine Verschmelzung wie nach dem Asen-Wanen-Kampf, ist mit diesen dreien nicht möglich. Man stelle sich doch einmal vor: Christus und der „heilige Geist“ im Asenhimmel – eine Beleidigung unserer Götter und damit unseres eigenen Wesens.

Noch Schlimmes steht uns bevor. Derzeit bastelt eine „Expertenkommission“ unter Federführung des Weltkirchenrates an einer für die gesamte Menschheit verbindlichen Religion – diese wird uns nicht unvorbereitet vorfinden …

Die wichtigste Lehre aber, die wir aus dem Asen-Wanen-Kampf ziehen können, ist die, sich niemals wieder in Kriege mit unseren germanischen Brudervölkern verwickeln zu lassen. Wenn wir z.B. den amerikanischen Bürgerkrieg betrachten, bei dem sich zwei Armeen weißer Menschen für die Interessen der Neger zerfleischten, so müssen wir dieses Geschehen als ein sehr schweres Verbrechen an unserer eigenen Menschenart ansehen. Gleiches gilt für die beiden Weltkriege, die unserer Menschenart nur ungeheure Verluste brachten, unseren Feinden aber Tür und Tor öffneten. Diese Bruderkriege dürfen nie wieder stattfinden, sie zu verhindern muß uns jedes Mittel recht sein!

Der Asen-Wanen-Kampf möge uns im Gedächtnis bleiben. Er war nicht vergebens, wenn wir unsere Lehren daraus ziehen. Vergessen wir nicht – die Kinder dieses Krieges sind wir.

Dr. Wielant Hopfner

Die Wurzeln der Donareiche

Weihnachten 1996! Wie könnte ich jemals die Geschehnisse, die sich damals ereigneten, vergessen. Diese Ereignisse, die mich so unvorbereitet und so unwiderruflich verändert haben. Ja, sie sollten mein Leben, – ha!, mein Leben –, grundsätzlich verwandeln. Klar, ich war nie ein besonders religiöser Mensch gewesen, eher schicksalsgläubig, aber auch das nicht unbedingt, wie soll ich sagen, dogmatisch. Nicht, daß ich an nichts glaubte. Nein. Allein das Wort ‚glauben‘ erhöhte schon meine innere Pogrombereitschaft. Ich hielt zeit meines Lebens mehr vom ‚Wissen‘. Und doch, tief innen in mir drin, fühlte ich, daß es etwas Unfaßbares, etwas Göttliches gab. Nicht in der Form, wie sie es uns in der Schule suggerierten. Nein, sondern *natürlich.* Das Göttliche konnte ich hören während eines hervorragenden Musikstücks von Meat Loaf oder ELO oder den Beatles. Göttliches erkannte ich in dem mächtigen Wuchs einer Eiche oder einer Buche. Wahrlich, Göttliches schmeckte ich bei erlesenem Wein. Göttliches empfand ich beim Anblick von grünem Wald, blauen Seen und weißen Vulkangletschern. Eine bezaubernde Frau erschien mir göttlich zu sein. Und natürlich fühlte ich Göttliches, jedesmal, wenn sich die Türe unserer Einpropellermaschine öffnete, und wir uns, behelmt und die Fallschirme umgeschnallt, zum Sprung aus 11000 Fuß vorbereiteten und endlich mit einem Satz hinaushechteten, zunächst durch den Flugwind ein wenig unbalanciert geschleudert wurden, aber dann in stabiler Position im freien Fall der Erde entgegensausten.

Ja, zur großen Enttäuschung meiner Eltern war ich gewiß kein Christ, und erst recht kein katholischer. Eine Bewandtnis, die früher oft zu peinlichen Schweigeminuten im Elternhaus geführt hatte. Aber diese Zeiten waren ja längst vorbei. Ich besuchte meine Eltern ja wieder. Sogar am 24. Dezember. So auch 1996. Ich mußte allerdings die neunzig Kilometer zu meinem Heimatdorf mit meiner 800er BMW zurücklegen, da mein Auto, na ja, nicht gerade im besten Zustand war. Es war bitterlich kalt, aber trocken – und das war ein meteorologischer Zustand, der schon was zu bedeuten hatte, denn entweder war es bei uns sauheiß und es regnete, oder es war frostig und es regnete. Ich also rauf auf den Bock und zum Weihnachtsfest geheizt.

Und es war gar nicht so schlecht. Zum Aufwärmen gab mir mein Vater erst mal 'nen anständigen Glühwein. Und die spätere Geschenkübergabe – nachdem meine Eltern und Geschwister brav gebetet hatten – war insofern schon auszuhalten, da es dunkles Weihnachtsbock in rauhen Mengen gab. Wir verstanden uns an diesem Abend wirklich gut. Ich fand, es war ein schöner Festabend. Uns allen blieben peinliche Momente erspart und wir hatten eine Menge zu lachen und uns zu erzählen. So wurde es auch niemandem langweilig, niemand spähte hoffnungsvoll zum Fernseher. Und beim Kaminfeuer schmeckte auch der eine oder andere selbstgebrannte Schnaps. So wurde es viel später, als ich eigentlich beabsichtigte, wieder nach Hause zu fahren. Aber es war ja nicht mit allzuviel Verkehr auf den Straßen zu rechnen.

Nur hätte ich damit rechnen sollen, daß es eben doch zu regnen anfangen könnte. Hab ich aber nicht, und so legte es mich in einem kleinen Waldstück kurz vor meiner Wohnung hin. Genauer gesagt knallte ich volles Rohr auf einen Granitblock, der als Denkmal an den letzten geschossenen Wolf in unserer Gegend schon voriges Jahrhundert am Waldrand aufgestellt worden war. Und da klebte ich nun am Felsen. Mein Motorrad Schrott und ich tot. Was ich allerdings zunächst gar nicht bemerkte. Vielmehr glaubte ich mich in einem jener Träume, die so ungemein realistisch sind, daß man sich am nächsten Morgen in seinem Bett überhaupt nicht mehr auskennt und einige Zeit braucht, wieder auf die Reihe zu kommen. Doch mein Zustand hielt an. Kein befreiendes Erwachen. Nur dieser angenehm-unheimliche Zustand der Trance. Und als ich mich schließlich am Felsen kleben sah, wußte ich, daß ich tatsächlich hinüber war. Ich schüttelte nur den Kopf und wollte mich gerade fragen, was in dieser Lage nun zu tun sei, als ich mir erst auf die Lippen biß und dann meine Augen zusammenkniff. War das möglich? Vor mir stand, nach meinen Begriffen, ein riesiges Pferd, auf dem eine wunderbare Frau saß. Eigentlich mehr eine Kriegerin, aber wunderschön. Blond war sie und muskulös und trotzdem sehr feminin. Über ihrem weißen Kleid trug sie eine Art ledernen Lendenschurz, an dem, und das begeisterte mich fast am meisten, ein blitzender Zweihänder hing. Die Amazone griff zu mir herab und hob mich auf das Roß, das sich sofort in die Lüfte zu erheben begann. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir durch die Lüfte geritten waren, als meine Reiterin ihr Tier zum Stehen brachte. Sie deutete mit ihrer rechten Hand gen Osten und ich sah die Sonne aufgehen, wie ich sie noch nie zuvor hatte aufgehen sehen: Sie war rot und hell und warf warme Strahlen auf die Wolken, die in phantastischen Spektralfarben reflektierten. Die Kriegerin drehte sich zu mir, sah mich mit ihren tiefgrünen Augen an und sagte nur ein Wort: „Bifröst". Das Wort sagte mir überhaupt nichts. Ich nickte nur ergriffen und ich schaute nochmals zu dem Naturschauspiel, als das Pferd bereits weitergaloppierte.

Es wurde heller, ja gleißend. Und wie aus dem Nichts stießen wir auf eine Gestalt, die der Zwillingsbruder meiner Amazone hätte sein können. Nur daß er noch größer und kräftiger war und vor allem ein geradezu gigantisches Schwert an seiner Seite trug. Außerdem hatte er an einem schwarzen Lederriemen ein Horn hängen, von dem ich annahm, daß er, wenn er da hineinblies, Tote zum Leben erwecken konnte. Ich konnte es nicht fassen und nur so eben noch das Wort meiner Entführerin vernehmen: „Heimdall", was mir auch nichts sagte. Daraufhin bäumte sich das Pferd einmal auf und wir stießen nun mit noch größerer Geschwindigkeit in den Himmel hinein. Meine Amazone deutete nochmals in die Richtung der lange hinter uns liegenden Sonne, wo ich gerade noch eben das wunderbare Farbenspiel erkennen konnte. Sie sprach nur ein Wort: „Muspelheim". Ich war berauscht und aufgeregt, und doch fühlte ich mich ungemein geborgen. Jedenfalls war ich nicht mehr ganz bei mir, so empfand ich, als ich sie „Asgard" sagen hörte. Da ritten wir auf ein wahrhaft gewaltiges Bauwerk zu, das unmöglich von Menschenhand erschaffen worden sein konnte. Die Ausmaße waren derart riesig, daß man weder die Höhe noch die eigentliche Breite dieses Kunstwerks absehen konnte, da so weit der Blick reichte, das palastartige Gebäude vom Nebel eingenommen war. Wir ritten durch eines der riesigen Tore ins Innere des Bauwerks.

Sie stieg elegant von dem großen Pferd ab und hob mich kraft- und doch gefühlvoll herunter und forderte mich mit dem Wort „Walhall" auf, den vor uns liegenden, kaum zu überblickenden Saal zu betreten. Ich glaubte mein Herz schlagen zu hören. Mit feuchter Stirn trat ich ein. Unten im Saal saßen Männer, unzählige an der Zahl, an schweren Tischen. Männer mit Bärten. Männer in Waffen. Sie wurden bedient von vielen, nahezu identischen Schwestern meiner Kriegerin, nur daß diese Schönheiten über ihrem weißen Kleid keinen ledernen Lederschutz trugen. Das Kleid wurde durch ein goldenes Band zusammengehalten, wodurch ihre makellosen Figuren nur noch mehr betont wurden. Diese Walküren, die aus einer Oper Wagners entsprungen zu sein schienen, reichten den Männern wahrlich gigantische Tonkrüge, die fast bis zum Rand gefüllt waren. Im Raum herrschten die tiefen Ausrufe und das schallende Gelächter der Männer vor. Und immer wieder zuckte man förmlich zusammen, wenn sie die halbgeleerten Krüge auf den Tisch zurück hämmerten. Eine Walküre, denn nur um eine solche konnte es sich hierbei handeln, führte mich eine imposante Treppe hinab, bis wir ein Podium erreichten, auf dem viele Männer standen, die allerdings so gar nichts von den Riesen an den Tischen hatten. Sie sahen eher so aus wie ich, oder ich ähnelte eher ihnen. Ich stellte mich in ihre Schlange, die sich langsam, aber stetig vorwärts bewegte. Dann verließ mich meine Führerin mit den Worten: „Odin erwartet dich."

Schon bald war ich an der Reihe. Der mir als Odin bezeichnete Hüne trug einen weiten Umhang und einen breitkrempigen Hut, den er sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Vor ihm lagen zwei mächtige Wölfe. Um seine gewaltigen Schultern kreisten zwei tiefschwarze Raben, die sich ab und zu auf eine seiner Schultern niederließen und ihm etwas ins Ohr krächzten. Odin blickte auf mich herab und musterte mich von oben bis unten. Ich schaute ihm in die Augen, oder besser ins Gesicht, denn da, wo sich das linke Auge hätte befinden sollen, sah ich nur ein dunkles Loch. Neben ihm auf einem Tisch stand eine ganze Batterie voluminöser Trinkhörner, von denen er mir eins reichte. Obwohl ich mit beiden Händen fest zupackte, mußte ich mich enorm anstrengen, es nicht fallen zu lassen. Odin nahm unterdessen mit der Linken sein Trinkhorn, das sicherlich doppelt so groß wie das meinige war, und trank mir zu. Ein etwas süßliches und doch herbes Gebräu, dessen Alkoholgehalt nicht unerheblich sein konnte, rann meine Kehle hinab und löste in meinem Magen ein überaus behagliches Gefühl aus. Ich ahnte, was von mir erwartet wurde. So setzte ich an, und begann das Gefäß mit einem Zug zu leeren. Mit größter Mühe gelang es mir. Ich stellte das überdimensionale Gefäß ab und machte dem nächsten Platz. Neben Odin stand hoch aufgerichtet ein Hüne mit feuerrotem Bart. In seiner linken, mit einem eisernen Handschuh versehenen Hand hielt er einen Hammer umklammert, der meine Vorstellungen über den schwersten Vorschlaghammer bei weitem übertraf. Dieses wuchtige Schlaginstrument legte er selbst beim Trinken nicht ab. Neben ihm saß ein weiterer Riese von Mann, der nur einen Arm hatte und am Stumpf eine Eisenmanschette trug. Von einer Walküre wurde ich an einen mächtigen Holztisch geführt, auf dem weitere Trinkhörner, bis an den Rand gefüllt mit einer trüb-goldgelblichen Flüssigkeit und Holzteller mit dunklem Brot und rotem Fleisch aufgestellt waren. Schier nach einer Ewigkeit erschallte der Ruf des Einäugigen unter den Göttern, offensichtlich, so undenkbar es schien, Ruhe zu fordern in Walhall. Erwartungsgemäß wollte das Lärmen kein Ende nehmen. Da trat Thor hervor, riß seine Hand mit dem Hammer empor, und schleuderte das Tonnengewicht dicht über die Köpfe aller Anwesenden. Kaum fortgeschleudert, hielt er das monströse Gerät wieder in seiner Hand. Es herrschte absolute Stille. Mjollnir hatte sämtliche Geräusche ersterben lassen.

Es trat Bragi, der Gott der Dichtung hervor, und er sang vom Beginn der Welt und der Erschaffung der ersten Menschen, Ask und Embla, wie sie von Odin, Hönir und Lodur aus Baumstümpfen geformt wurden und ihnen Seele und Sinn und Leben gegeben worden waren. Er beweinte Baldr, der in Niflheim an der Seite Hels

verweilen mußte, da er nicht im Kampf gestorben, sondern durch die Heimtücke Lokis getötet worden war. Bragi erzählte vom Gang Odins zur Esche Yggdrasil, wo er, um aus der Quelle der Weisheit zu trinken, ein Auge opferte. Und er berichtete von Thors Fahrt zu den Riesen, bei denen er zu der List griff, sich als Frau zu verkleiden, um seinen Mjollnir wiederzuerlangen. Bragi sprach auch von Tyr, der seinen Arm dem Fenriswolf opferte, und er erzählte vom Krieg der Asen gegen die Wanen, die jetzt in Freundschaft in Asgard aufgenommen seien. Und schließlich sang er auch von jenem letzten Kampf, für den die Walküren auch mich entführt hatten, um an der Seite der Gefährten jene Ungeheuer zu schlagen, die an diesem Tage gegen Asgard stürmen werden: der jetzt noch gebundene Wolf Fenrir, ebenso die fast schon einmal von Thor besiegte Schlange Midgard und die vor Urzeiten betrogenen Riesen. Mein Platz sollte in diesem göttlichen Heer sein. So waren unsere Tage erfüllt mit Waffenübungen. Und nachts ritten wir oft unter der Führung Odins so manche verwegene Jagd. Odins Speer Gungnir verfehlte niemals sein Ziel, und wenn er auf Sleipnir voranpreschte, umflogen ihn die Raben Hugin und Munin, und seine ständigen Begleiter waren die Wölfe Geri und Freki. Ab und zu sitzen wir beisammen und trinken Met, bis die Sonne aufgeht. Groß bin ich geworden, so daß die Walküren, deren Lager ich manchmal teile, fast zierlich gegen mich wirken. Und heute lache ich über Bonifatius, der einst die Donareiche fällte.

Dr. Claus Nordbruch

Bibliographie des Autors
in chronologischer Folge
(ohne Anthologien und Zeitungsartikel)

Heinrich Böll: Seine Staats- und Gesellschaftskritik im Prosawerk der sechziger und siebziger Jahre. Eine kritische Auseinandersetzung. – Frankfurt am Main: R.G. Fischer '94.

Über die Pflicht. Versuch über ein deutsches Phänomen. – Hildesheim: Georg Olms '96.

Die Legende Wilhelm Ratte. Wege und Ziele eines deutschen Buren im Kampf um Recht und Freiheit in Südafrika. – Pretoria: Kontakt '96. [Auch in afrikaanser und englischer Sprache.]

Vom Zweifel zur Wehrhaftigkeit. – Frankfurt am Main: R.G. Fischer '97.

Sonnenuntergang. Richtigstellungen zu Südafrikas jüngster Geschichte. – Düren: Prümmer '97.

Meinungsfreiheit in Deutschland. [Mit einem Vorwort von Prof. Klaus Hornung.] – München: Universitas '98.

Antwort auf ein Werk über neue Heidenreligionen*

Man schreibt über uns gescheite Werke
in gut bezahlter Wissenschaft,
denn man entdeckte unsre Stärke
aus artgemäßer Glaubenskraft.

Ihr lieben Damen, so hochnäsig,
die ihr so manches trefflich sagt,
seid typisch angepaßt, drum dösig:
der Zeitgeist wird nicht „hinterfragt"!

Wir diskutieren, akzeptieren,
wenn Wissenschaft Erkenntis schenkt,
doch muß ein Werk an Wert verlieren,
wenn eure Feder machtgelenkt.

Da wimmelt es vor lauter „Nazis"
in neuer Heidenreligion;
ihr sprecht die Sprache aller Bazis
der linken Desinformation!

Oh hättet ihr euch das ersparet,
man läse euer Werk mit Lust;
die „Wissenschaft" blieb rein bewahret
und zeugte nicht Germanenfrust!

Siegfried Gehrke

* Insa Eschenbach, Elke Thye, Die Religion der Rechten, Völkische Religiongemeinschaften, Aktualität und Geschichte, Humanitas Verlag Dortmund 1995, 74 S., DM 15,00.

Unseren jungen Gefährten

Sigyn und Volla

Sigyn (altnord.) heißt Lokis Frau (Vsp. 35; Gylf. 32, 49, Skaldsk. 16), die von Snorri in der Liste der Asinnen angeführt wird (Skaldsk. 1; Thulur). Meist tritt sie im Zusammenhang mit der Geschichte von Lokis Bestrafung auf, wo sie mit einer Schüssel das Gift auffängt, das von einer Schlange auf den gefesselten Loki tropft. – Obwohl Sigyn auch als Frauenname belegt ist (altnord. sigr „Sieg" und vina „Freundin"), ist sie als Frau Lokis schon bei Pjóðólfr ór Hvíni im 9. Jh. bekannt (Haustlöng 7) und gehört daher wohl bereits früh dem germanischen Götterhimmel an und ist nicht erst eine mythographische Schöpfung der Spätzeit.

Volla (die Fülle, richtiger wohl Folla geschrieben), wird im zweiten Merseburger Zauberspruch erwähnt. Sie ist mit der skandinavischen Göttin Fulla gleichzusetzen. Fulla zählt Snorri zu den Asinnen (Skaldsk. 1), andernorts nennt er diese Göttin jedoch als Zofe der Frigg (Skaldsk. 19, Gylf. 34), deren Schatulle sie trägt, deren Schuhe sie versorgt und deren Geheimnisse sie kennt; Fulla ist laut Snorri eine Jungfrau, die ihr Haar offen trägt und ein Goldband um die Stirne hat. Diese Erwähnung des Goldbands beruht auf einer alten Kenning für Gold, in der der Name Fulla vorkommt; Fulla wird von den Skalden auch in Kenningar für „Frau" genannt. Snorri erwähnt zwar, daß Balder der Fulla aus Hel einen Goldring schickte (Gylf. 48), aber dies beweist nicht, daß sie eine Rolle im Baldermythus spielte, sondern nur, daß Snorri Fulla auf Grund der Kenningar mit Gold assoziierte (so auch Gylf. 34; Skaldsk 30, 34).

Da Fulla schon in den Skaldengedichten des 10. Jh. vorkommt, ist sie keine späte Allegorie der Fülle (zu fylli), wofür auch ihre Identität mit der früh erwähnten Volla spricht. Allerdings ist nicht klar, wer diese Göttin wirklich ist: eine selbständige Gottheit, oder mit Freyja identisch (was der Zauberspruch nahelegen könnte), oder mit Frigg gleichzusetzen, was aus Snorris Verbindung von Fulla mit Frigg vermutet werden kann.

Heidenspaß

Die neueste Ausgabe der „Nordischen Zeitung" ist soeben im Vatikan eingetroffen …

Unseren jüngsten Gefährten

Der Engelsapfel

Es war Herbst, und ein Igel stromerte durch einen Obstgarten. Ihm juckte der Rücken, und deshalb kratzte er sich an einem auf dem Boden liegenden Apfel. Der blieb aber an seinen Stacheln stecken, und der Igel konnte ihn nicht wieder loswerden. Der Igel sagte sich: „Irgendwann wird er schon wieder herunterfallen", und lief weiter durch das hohe Gras.

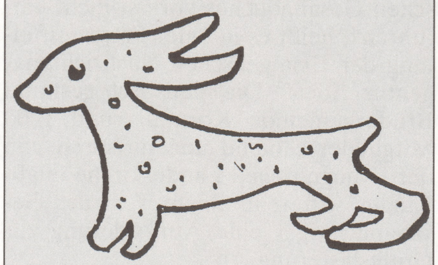
Im Teich, der daneben lag, saßen Frösche. Weil das Gras so hoch war, konnten sie nicht den Igel sehen, sondern nur den Apfel, der sich rasch durch das Gras bewegte. Daraufhin quakten sie sich gegenseitig zu: „Da ist ein laufender Apfel! Es ist ein Wunder geschehen! Hat man so etwas je schon mal gesehen? Das ist ja ganz unerhört!" Aber nicht nur die Frösche sahen diesen Apfel, sondern auch ein Mäusebussard, der oben kreiste. Der Apfel war nicht sehr groß, dazu rötlich-braun, und weil der Bussard keine laufenden Äpfel kannte, hielt er den Apfel für eine Maus, und stürzte sich im Sturzflug auf den Apfel. Schwups – hatte er den Apfel gegriffen. Der Igel war froh, daß er den Apfel wieder los war, und der Bussard schwang sich mit seiner Beute hoch in die Luft und flog weiter. Er wollte sich einen Baum suchen, wo er die Maus verspeisen könnte. Da merkte er plötzlich, daß er gar keine Maus gegriffen hatte, und ließ angewidert den Apfel fallen. Ihr müßt wissen, daß Mäusebussarde keine Äpfel mögen, genauso, wie wir keine Mäuse essen mögen. Die Lebewesen sind unterschiedlich und haben deswegen auch andere Vorlieben.

Der Apfel fiel also herunter, und zwar mitten zwischen eine Gruppe spielender Kinder. Die guckten verwundert herum, sahen aber nirgendwo einen Apfelbaum. Daraufhin nahmen sie den Apfel und liefen zum Pfarrer. „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, ein Apfel ist vom Himmel gefallen! Hier ist der Apfel!" Der Pfarrer wollte dies erst nicht glauben, und ließ sich von den Kindern die Stelle zeigen. Dort zeigten die Kinder sogar noch den Abdruck im Boden, wo der Apfel niedergefallen war. Auch der Pfarrer sah weit und breit keinen Apfelbaum und erklärte daraufhin: „Ein Wunder: das ist in der Tat ein Himmelsapfel; er stammt von den Engeln." Der Pfarrer nahm den Apfel, und die Kirche stellte einen Glaskasten auf, in dem der Apfel zur Schau gestellt wurde. Viele gläubige Christen kamen, um den Engelsapfel zu bestaunen. Und wenn er nicht vergammelt ist, dann beten sie ihn noch heute an.

Jürgen Rieger

Kinderreime

Hoppel – poppel, Appelreis,
Scher dich fort, du Naseweis!
Ich kann dich nicht brauchen,
der Ofen, der muß rauchen,
muß Kuchen machen,
in drei Tagen ist Weihnachten.



Rite, rite, Rösseli!
Det obe stat es Schlösseli,
det obe stat es guldig Hus!
Luget dri Jungfraue drus.

Die erste spinnt Side,
die ander Goldwieden,
die drit gat ins Sunnenhus
und lat die guldig Sunne us.

Ruprecht komm' in unser Haus,
leer' die vollen Taschen aus,
stell den Schimmel auf den Mist,
daß er Heu und Hafer frißt.

So haben wir ihn am liebsten!

Fuß-Kuß

13 Gläubigen hat Papst Johannes Paul II. am Karfreitag die Beichte abgenommen, zuvor bückte er sich tief herunter, küßte nacheinander die Füße von 12 Priestern. Auch eine Art von „Kreuz"-Gang.

Neues vom alten Feind

Evangelische Kirche spart an Personal

Die Einnahmen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) sind im vergangenen Jahr vor allem wegen des Jahressteuergesetzes 1996 deutlich zurückgegangen. Im Vergleich zu 1995 nahm die EKD rund fünf Prozent weniger und damit 7,9 Milliarden Mark Kirchensteuer ein. Grund ist nach einer Mitteilung der EKD die Regelung, wonach das Existenzminimum steuerfrei bleibt. Da den Kirchen nur begrenzt alternative Einnahmequellen zur Verfügung stehen, müßten sie bei Personal und Sonderzahlungen sparen.

Bundesweit ist geplant, freiwerdende Stellen auf Zeit oder Dauer nicht neu zu besetzen, Arbeitszweige zusammenzulegen und Weihnachts- oder Urlaubsgeld zu streichen. Derzeit sind bei EKD und Diakonie insgesamt mehr als 600000 Mitarbeiter beschäftigt.

Der Evangelischen Brüdergemeinde Korntal mißfällt das neue Gesangbuch

Die Rechtschreibreform und das neue Evangelische Gesangbuch haben einiges gemeinsam: beides waren Mammutunternehmen, die sich über Jahre hinzogen; in beiden Fällen waren unzählige

Menschen eingebunden, und beide Male war's eine schwere Geburt. Nun, da die reformierte deutsche Rechtschreibung und das nach 43 Jahren erste neue Evangelische Gesangbuch im Buchhandel erhältlich sind, regt sich – mit ziemlicher Verspätung jeweils – Protest.

„Die Evangelische Brüdergemeinde in Korntal bei Stuttgart wird die württembergische Ausgabe des neuen Evangelischen Gesangbuches vorerst nicht einführen", heißt es in einer Pressemitteilung der Evangelischen Nachrichtenagentur „Idea". Die pietistisch gesinnte Brüdergemeinde Korntal, rund 1200 Mitglieder zählend und juristisch von der Evangelischen Landeskirche unabhängig, wittert in einem Text des Gesangbuchs gar eine Aufforderung zur Gotteslästerung.

„Laß niemals von Gott! Liebe ihn! Wenn du das im Augenblick nicht kannst, dann streite mit ihm, klage ihn an und rechte mit ihm wie Hiob, ja, wenn du das kannst, lästere ihn, aber – laß ihn nie", lautet das kritisierte Zitat. Für Siegfried Bauer, Landeskirchenmusikdirektor und maßgeblich am Entstehen des Gesangbuchs beteiligt, alles andere als Gotteslästerung, sondern schlicht Gedanken, mit denen manch Gläubiger schon mal schwanger ging.

„Unredlich" nennt es die Brüdergemeinde, nichtchristliche Philosophen wie Heinrich Heine, Albert Camus, Bertold Brecht und Mahatma Ghandi „kirchlich zu vereinnahmen". Das führe zur „Vermischung christlicher und humanistischer Gedanken" sowie zur „Verwirrung der Gemeindemitglieder".

Doch die evangelikale Minderheit scheint die Mehrheit der evangelischen Glaubensbrüder und -schwestern schlecht zu kennen. Die sind nämlich alles andere als verwirrt, sondern vielmehr begeistert, wie der Landeskirchenmusikdirektor nun schon in zahlreichen öffentlichen Vorstellungen des neuen Gesangbuchs erfahren konnte. Zudem haben „auch nichtchristliche Philosophen Vernünftiges gesagt", so Bauer, und: „Ich hoffe doch sehr, daß christlicher Glaube viel humanistisches Gedankengut beinhaltet."

Mönche erschlagen

Am 26. 9. 97 wurde Italien von einem Erdbeben betroffen. Am stärksten traf es die berühmte Basilika des Heiligen Franz von Assisi. Das gesamte Hauptschiff brach ein, wodurch zwei Mönche und zwei weitere Personen erschlagen wurden. Auch die kostbaren Fresken Giottos wurden beschädigt, und ein berühmtes Apostelfresco über das Leben von Franz von Assisi, gefertigt durch Cimabue, wurde gänzlich zerstört.

Schluckkontrolle beim Heiligen Abendmahl

Zwei katholische Kirchen in der Mississippi-Gemeinde Picayune sowie im nahegelegenen Slidell/Louisiana haben bei ihren Gottesdiensten mit Heiligem Abendmahl einen besonderen Wachdienst eingeführt. Die am Altar diskret postierten Gemeindemitglieder sollen kontrollieren, daß die als Hostie ausgegebene Oblate auch tatsächlich von dem Empfänger geschluckt wird. Der Grund: Der Pfarrer befürchtet, daß die Hostien von Satanskultanhängern entführt und bei Schwarzen Messen entweiht werden könnten (Anm. der Redaktion: Die haben Sorgen ...).

Rabbiner kassierten für Glaubenswechsel

Zwei Rabbiner sind in Jerusalem unter Betrugsverdacht festgenommen worden. Nach israelischen Hörfunkberichten sollen die jüdischen Geistlichen umgerechnet etwa 25000 Mark kassiert haben, um ihren „Kunden" den Übertritt zum Judentum zu erleichtern. Der Konvertierungsprozeß dauert normalerweise länger als ein Jahr und endet häufig mit einer Verweigerung des Übertritts. Ein nach orthodoxen Bestimmungen zum Judentum Übergetretener ist automatisch israelitischer Staatsbürger.

Küng wirft dem Papst epochale Irrtümer vor

Der Schweizer Theologe Hans Küng hat Papst Johannes Paul II. „epochale Irrtümer mit katastrophalen Folgen für die Kirche" vorgeworfen. Anstatt im Namen des Zweiten Vatikanischen Konzils den Weg in die Postmoderne zu öffnen, habe der Papst versucht, der Kirche das „Paradigma des Mittelalters und der Gegenreformation" aufzuzwingen, sagte Küng in einem Interview. „Von den spektakulären Pilgerreisen wird wenig bleiben", meinte Küng weiter.

Bischof brannte mit Geliebter durch

Der schottische Bischof Roderick Wright war wochenlang spurlos verschwunden. Grund sei, so die britische Presse, eine Affäre des Oberhirten von Argyll mit einer Frau. Die 40jährige geschiedene Mutter von drei Kindern sei etwa zur selben Zeit verschwunden. Ein Kirchensprecher appellierte an den Bischof, sich in seiner Diözese zu melden. „Ich mache mir langsam Sorgen, daß an den Gerüchten etwas dran ist."

Derweil hat sich der Jesuitenpater Rupert Lay in Frankfurt öffentlich dazu bekannt, daß er einen 13jährigen Sohn habe. Die Mutter sei eine seiner früheren Studentinnen.

– Anzeige –

Warum ich kein Christ bin
(Warum ich das Christentum ablehne)

Gesucht werden Autoren, die sich mit einem eigenen Beitrag an einer Anthologie zu oben genanntem Thema beteiligen möchten.

Gefragt sind vor allem Sachtexte, aber auch anspruchsvolle Belletristik wird in der engeren Wahl berücksichtigt werden.

Das Thema sollte in höchstens 15 A-4-Seiten behandelt werden (1,5 Zeilenabstand)

Der Text muß sowohl in ausgedruckter Form als auch auf Diskette (Word 7 for Windows 95 oder Wordperfect 6 for Windows 95) eingereicht werden.

Der Beitrag kann in den folgenden Sprachen eingereicht werden: DEUTSCH, ISLÄNDISCH, NIEDERLÄNDISCH, AFRIKAANS, FLÄMISCH oder ENGLISCH.

Alle Autoren der akzeptierten Beiträge werden sowohl an der Kostenbeteiligung als auch an der Gewinnausschüttung prozentual beteiligt. Zusätzlich erhalten sie kostenlos 5 Exemplare des Buches, das aller Wahrscheinlichkeit nach in Deutschland erscheinen wird.

Die Arbeiten müssen an die unten stehende Anschrift geschickt werden. Der Einsendeschluß ist der **31.03.98.**

Für weitere Fragen steht offen:
Dr. Claus Nordbruch
Posbus 71380, ZA-0041 Die Wilgers, Südafrika
Fax: +27.12.8110445
E-Post: clausnor@smartnet.co.za

Nachrichten

Hans Holz

Aufbruch zum Artglauben

Heft 15 der Schriftenreihe der Artgemeinschaft – GGG, 2. Aufl. 3797 n. St., 36 Seiten, kt. DM 6,00.

Da die erste Auflage dieser Schrift vergriffen war, haben wir uns zu einer Neuauflage entschlossen. Einige Stellen wurden verbessert, ein Kapitel zusätzlich eingefügt, und eine größere Schrifttype für den Satz gewählt. Es werden Fragen beantwortet wie: Was ist Religion? Gibt es eine Erbsünde? Gott als schwarzer Mann? Die Offenbarung? u.a. Als Einführung in den Artglauben gut geeignet!

Dr. Friedrich Murawski

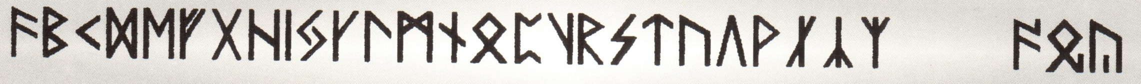
Das Gott – Umriß einer Weltanschauung aus germanischer Wurzel

Heft 28 der Schriftenreihe der Artgemeinschaft – GGG, 6. Aufl. 3797 n. St., 70 Seiten, kt. DM 8,00.

Diese Schrift ist erstmals vor fast 60 Jahren erschienen, aber nach wie vor aktuell. Der Verfasser entwickelt einen Abriß der germanischen Weltanschauung, vornehmlich ausgerichtet an den Forschungen des dänischen Religionswissenschaftlers Grönbech. Was die heidnischen Germanen unter Friede, Ehre, Heil, Seele und Schicksal verstanden, welche Bedeutung die Sippe hatte, wie sich die Gottesvorstellung der Bibel von unserer Auffassung des Göttlichen unterscheidet, wird kenntnisreich dargestellt, und aufgezeigt, was sich für unsere Weltanschauung daraus ergibt. Eine weitere wertvolle Schrift im Rahmen der Schriftenreihe der AG-GGG!

> Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne, er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens – nirgends findet er Grenzen, aber allüberall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens.
>
> Helmuth v. Moltke

Gemeingermanischer ergänzter Futhark:



A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z Ä Ö Ü

Die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. ist die größte heidnische Gemeinschaft Deutschlands (dazu noch Mitglieder in anderen germanischen Völkern) mit tiefreichenden Wurzeln. Sie wurde 1951 gegründet und vereinigte sich 1965 mit der Nordischen Glaubensgemeinschaft e.V., die 1927 gegründet worden war und sich 1954 in Nordisch-religiöse Gemeinschaft umbenannt hatte. Mit den bereits 1924 gegründeten Nordungen fand 1983 die Vereinigung statt. In der Artgemeinschaft wird ferner das Gedankengut der 1913 von Ludwig Fahrenkrog gegründeten Germanischen Glaubens-Gemeinschaft (GGG) fortgeführt und weiterentwickelt, nachdem diese 1957 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, im Vereinsregister gelöscht wurde, und die Reste ihrer aktiven Mitglieder zur Artgemeinschaft bzw. Nordisch-religiösen Gemeinschaft gekommen waren.

Wir können auf eine jahrzehntelange Erfahrung bei der Neugestaltung eines uns gemäßen Glaubens verweisen, da wir die älteste germanisch-heidnische Glaubensgemeinschaft mit durchgängigem Wirken sind. Bei uns finden Sie nicht nur ein reges Gemeinschaftsleben auf den regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftstagen, sondern über die „Nordische Zeitung“, zwei Schriftenreihen, eine Buchreihe sowie Einzelschriften auch eine geistige Auseinandersetzung mit dem Christentum, Darstellung alter Bräuche und die Durchformung eines arteigenen Glaubens. Wegen der großen Nachfrage sind von zahlreichen Veröffentlichungen, die wir herausgebracht haben, viele bereits vergriffen. Nur wenn Sie laufend mit uns Verbindung pflegen, können Sie mithin sicher sein, auch alle neuen Veröffentlichungen von uns zu bekommen.

Sie haben drei Möglichkeiten, mit uns in Verbindung zu bleiben, wozu Sie bitte einen Vordruck anfordern:

- Die am wenigsten verpflichtende ist, daß Sie die NORDISCHE ZEITUNG für 24,– DM jährlich bestellen.
- Wenn Sie auch zu Tagungen eingeladen und über die gemeinschaftsinneren Angelegenheiten im Bild sein wollen, aber nicht aus einer Bekenntnis- oder anderen Religionsgemeinschaft austreten oder sich noch nicht neu binden möchten, können Sie FÖRDERER werden. Als Förderer bezahlen Sie einen Beitrag nach Selbsteinschätzung, mindestens aber 60,– DM im Jahr, worin der kostenlose Bezug der Nordischen Zeitung, unseres Gefährtschaftsbriefes und unserer Flugblätter, ferner der Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ enthalten ist.
- Wenn Sie keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft angehören und sich neu binden wollen, das „Artbekenntnis“ und das „Sittengesetz unserer Art“ voll bejahen sowie überwiegend nordische Menschenart verkörpern, können Sie Antrag auf Aufnahme als MITGLIED in die Artgemeinschaft stellen. Sie zahlen einen Monatsbeitrag (nach Selbsteinschätzung) in Höhe von mindestens 1 % des Nettoeinkommens. Mindestbeitrag ist ein Betrag von 5,– DM je Monat. Im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen ist die kostenlose Lieferung der Nordischen Zeitung und des Gefährtschaftsbriefes, unserer Mitteilungen und Flugblätter, von Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ und der Reihe „Werden und Wesen der Artreligion“. Die Mitglieder der Artgemeinschaft sind gleichzeitig Mitglied im Familienwerk, das einen Familienlastenausgleich erstrebt, Beitrag: gestaffelt (von DM 0,– bei drei Kindern bis DM 120,– bei kinderlos jährlich, Ermäßigung möglich), und haben einen 3½tägigen Arbeitseinsatz in unserem Gemeinschaftshaus (oder stattdessen eine Ausgleichsabgabe von 350,– DM, Ermäßigung möglich) zu leisten. Mit Eingang Ihres Antrages auf Aufnahme werden Sie zunächst im Regelfall ein Jahr als Anwärter bis zur endgültigen Entscheidung über Ihre Mitgliedschaft geführt und haben in dieser Zeit bereits die Beiträge zu zahlen, erhalten andererseits die für Mitglieder bestimmten Leistungen mit Ausnahme der Mitteilungen. Die Entscheidung über Ihre Aufnahme fällt im Regelfall erst, nachdem Sie einen unserer Gemeinschaftstage besucht haben, und sowohl Sie als auch wir feststellen konnten, ob wir zueinander gehören. Wenn Sie aufgenommen wurden, haben Sie eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von 60,– DM zu zahlen, wofür Sie die Mitgliedsnadel, nach unserer Wahl einige noch lieferbare Schriften aus unseren Schriftenreihen und einen früheren Jahrgang der Nordischen Zeitung erhalten.

Sittengesetz unserer Art

1. Das Sittengesetz in uns gebietet Wahrung der eigenen Ehre und Achtung der Ehre des ebenbürtigen Ehrwürdigen.

2. Das Sittengesetz in uns gebietet Tapferkeit und Mut in jeder Lage, Kühnheit und Wehrhaftigkeit bis zur Todesverachtung gegen jeden Feind von Familie, Sippe, Land, Volk, germanischer Art und germanischem Glauben.

3. Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Freiheit von fremdem Zwang und Unbeugsamkeit im Kampf für ein Leben nach eigener Art und eigenem Gesetz, Selbstbehauptung.

4. Das Sittengesetz in uns gebietet Stolz auf eigene Leistung und die von Menschen unserer Art, Selbstbewußtsein, Selbstachtung, Selbstbejahung und Selbstsicherheit.

5. Das Sittengesetz in uns gebietet frohe Annahme der ehrlichen Anerkennung durch andere, doch auch: Mehr Sein als Scheinen.

6. Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Gesundheit, Schönheit und Wohlgeratenheit an Leib und Seele, Pflege und Bejahung des Leibes und Freude an ihm.

7. Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Wissen und Weisheit und nach Vorsorge aus Voraussicht, nicht ängstlich, doch besonnen, nach Überlegenheit aus Überlegung, Scharfsinn und Weitblick, wenn nötig Verschwiegenheit.

8. Das Sittengesetz in uns gebietet selbstverantwortliche Steigerung unserer Kraft, Macht zu wollen und sich ihrer mit Bedacht zu bedienen.

9. Das Sittengesetz in uns gebietet Selbsthilfe, wo irgend möglich.

10. Das Sittengesetz in uns gebietet Selbstbeherrschung und Gelassenheit sowie Sachlichkeit.

11. Das Sittengesetz in uns gebietet Maßhalten bei Gelage, Speise und Trank.

12. Das Sittengesetz in uns gebietet das Streben nach Lebenslust und Lebensfreude, heiter und wohlgemut unser Leben zu führen, Freude aber auch im Überwinden von Schwierigkeiten zu suchen.

13. Das Sittengesetz in uns gebietet, Opfer für ein großes Ziel zu bringen.

14. Das Sittengesetz in uns gebietet Leistung, Tüchtigkeit und Verantwortungsbereitschaft für unsere Nächsten, also die uns Anvertrauten, unsere Sippe und Gemeinschaft, unsere Menschenart – beständig, beharrlich und zäh.

15. Das Sittengesetz in uns gebietet Einsatz für Wahrung, Einigung und Mehrung germanischer Art.

16. Das Sittengesetz in uns gebietet Gefolgschaft dem besseren Führer, mit Recht und Pflicht zu abweichendem Rat, nach bestem Wissen und Gewissen.

17. Das Sittengesetz in uns gebietet das Halten von Frieden in der Gemeinschaft und verbietet den Eidbruch.

18. Das Sittengesetz in uns gebietet die Unantastbarkeit der Ehe eines Gefährten.

19. Das Sittengesetz in uns gebietet gleichgeartete Gattenwahl, die Gewähr für gleichgeartete Kinder.

20. Das Sittengesetz in uns gebietet rechte Erziehung unserer Kinder, sowie Ehrung von Vater und Mutter.

21. Das Sittengesetz in uns gebietet Freigiebigkeit und Großzügigkeit gegenüber Sippenangehörigen und Gefolge, Hilfe in Not mit Rat und Tat gegenüber Gefährten, Gastfreundschaft gegenüber Artverwandten.

22. Das Sittengesetz in uns gebietet Treue und Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Freimut, Rücksichtnahme, Zuneigung und Liebe gegenüber Verwandten, Freunden und Gefährten, Wachsamkeit und Vorsicht gegenüber Fremden, Härte und Haß gegen Feinde.

23. Das Sittengesetz in uns gebietet Gerechtigkeit, also Gutes mit Gutem zu vergelten und Böses zu bekämpfen, für Hilfe sich dankbar zu zeigen, Geschenke zu erwidern, Täuschung für Trug zu geben und Unrecht zu rächen.

24. Das Sittengesetz in uns verbietet Mord, Vergewaltigung und Diebstahl, Mißgunst, Habgier und Neid gegenüber jedermann.

Das, was uns im Glauben verbindet, haben wir zusammengefaßt im

Artbekenntnis

1. Alles Leben wirkt nach Naturgesetzen. Uns offenbart sich das Göttliche in diesen ewigen, ehernen Gesetzen, gegen die zu verstoßen widersinnig ist.
   Wir bekennen uns zu einem Leben im Einklang mit den Naturgesetzen.
2. Kampf ist Teil des Lebens; er ist naturnotwendig für alles Werden, Sein und Vergehen. Jeder einzelne von uns wie unsere gesamte Art stehen in diesem Ringen.
   Wir bekennen uns zu diesem nie endenden Lebenskampf.
3. Die Menschenarten sind verschieden in Gestalt und Wesen. Diese Verschiedenheit ist sinnvolle Anpassung an die unterschiedlichen Naturräume.
   Wir bekennen uns zur Erhaltung und Förderung unserer Menschenart als höchstem Lebensziel, denn auch sie ist eine Offenbarung des Göttlichen.
4. Leib und Seele bilden eine Einheit.
   Wir bekennen uns zu gleicher Wertschätzung von beidem.
5. Unser Sein verdanken wir wesentlich Eltern und Ahnen.
   Wir bekennen uns zur Verehrung unserer Ahnen und wollen ihr Andenken an kommende Geschlechter weiterreichen.
6. Die Sonne erhält alles Leben auf dieser Erde. Himmel und Erde, Tier und Pflanze, Berg und Baum, Wind und Wasser sind uns Heimat; wir sind in die Natur eingebettet und können uns nicht ungestraft von ihr lösen.
   Wir bekennen uns zur Sonnen- und Naturverehrung unserer Vorfahren und sehen die Umwelt nicht als eine der menschlichen Willkür unterworfene Sache an.
7. Sitte und Brauch sind Bestandteil jeder religiösen Gemeinschaft.
   Wir bekennen uns zum germanischen Kulturerbe und dessen Weiterentwicklung.
8. Unser Wille wird durch unser Wesen bestimmt. Es wird durch Erbanlage und Umwelt, Prägung und Erziehung geformt.
   Wir bekennen uns zur Wertung des Menschen nach Haltung, Leistung und Bewährung.
9. Schuldig kann jeder werden, schicksalsbedingt.
   Wir bekennen, daß Schuld allein durch eigene Tat und Streben zum Guten zu sühnen ist.
10. Schmerz und Leid weisen uns auf Gefahren hin und sollen Abwehrkräfte von Körper und Geist wecken. Sie bewirken Erschütterung, aber auch Gesundung.
    Wir bekennen uns zu Schmerz und Leid als naturgegebenen Kräften und sehen sie nicht als Strafe irgendeiner überirdischen Macht.
11. Ohne den Tod des Einzelwesens sind die Arten nicht lebens- und entwicklungsfähig.
    Wir bekennen, daß der einzelmenschliche Tod nicht Strafe oder Erlösung aus einem angeblichen irdischen Jammertal, sondern Voraussetzung für das künftige Gedeihen unserer Art ist.
12. Der Mensch ist unsterblich in den Nachkommen und Verwandten, die sein Erbe teilen. Nur sie können unsere von den Ahnen erhaltenen Anlagen verkörpern.
    Wir bekennen, daß der höchste Sinn unseres Daseins die reine Weitergabe unseres Lebens ist.